This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

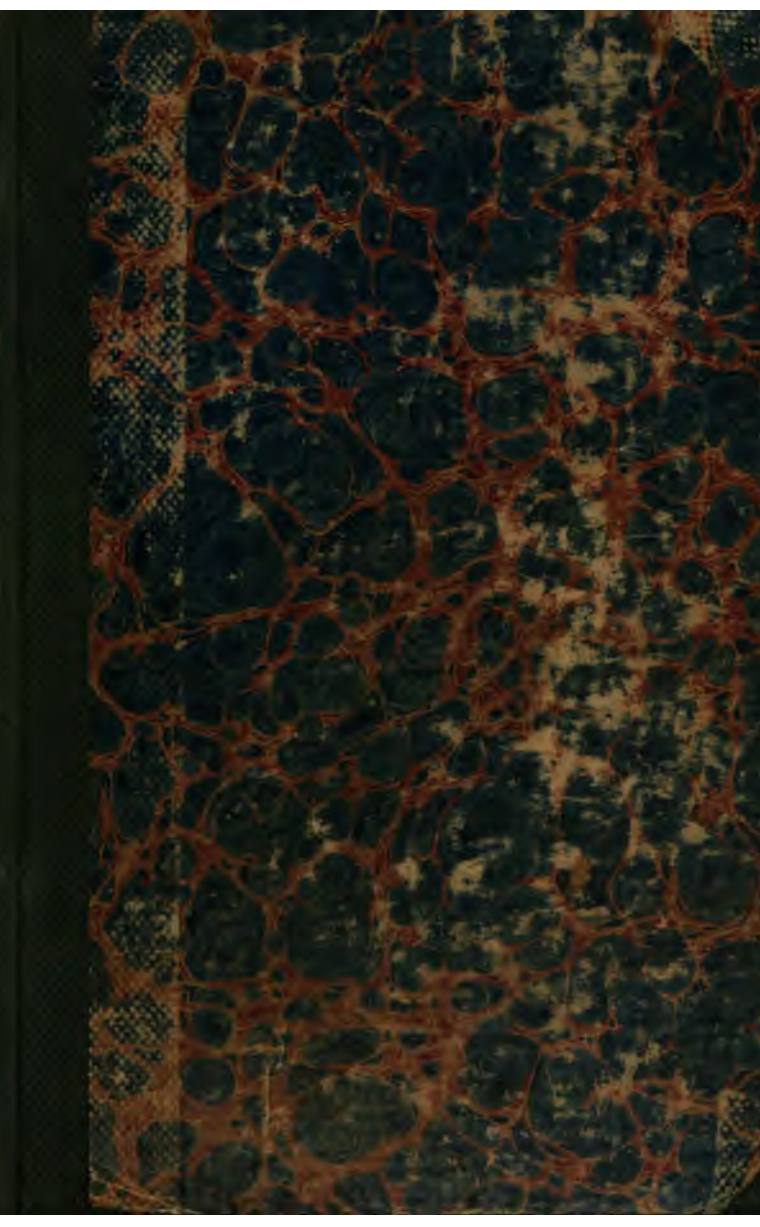
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Öffentlichkeit zeugt vom Charakter eines Volkes – je weiter sich jene erstreckt, desto größer sind die öffentlichen Charactere.

Karl Oberleitner

8/8 845.

Oeffentliche

Charaktere.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1835.

CT154
G8

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorrede.

Der größere Theil der hier mitgetheilten biographischen Skizzen wurde zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlicht. Ich schrieb sie, angeregt von der laufenden Geschichte, noch öfter aber aus Ueberdruß an den Begebenheiten des Tages, welche im Allgemeinen nicht viel nütze sind und höchstens für den Papierspeculanten einigen Werth haben können. Man hat sich seit der Julirevolution das Interesse für Politik angewöhnt, und wagt noch immer nicht, einmal eine Zeitung ungelesen zu lassen; ein Servilismus, eben so thörigt, als jener, welcher in der Restaurationszeit

679869

herrſchte, wo man ſich nur um eine Sängerin oder einen kleinen Almanach enthuſiasmirte. Wir, die wir Männer der Geſchichte ſind, geben die Verſicherung, daß nichts in der Wagſchaale der Jahrhundertsfrage leichter wiegt, als die beiden Jahre, welche wir nun erlebt haben, und etwa noch zweimal ſoviel, welche ihnen folgen werden. Es iſt ſchon dafür geſorgt worden, die Zeit recht unannehmlich, nüchtern und unpoetiſch zu machen.

In einer ſolchen Zeit zieht ſich der Biedermann vom öffentlichen Leben ein wenig ſeitwärts, und beobachtet lächelnd die Menſchen, welche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beobachtet die Pompzüge, Vermählungsfeierlichkeiten, Sterbefälle und die ſchweren Geburten der Miniſterien, und findet daran ein Wohlgefallen, die Individualitäten zu klaſſifiziren in Meineidige, Servile, Dumköpfe, Glückspitze, Staatsphiloſophen, Kammerherrn und ſolches Gelichter. Ein Jeder dieſer öffentlichen Herren zieht einen langen Schweif von

Servilismus und .... nach ſich, in welchen ſich ſeine ganze Erſcheinung hüllt, ſo daß drinnen kometenartig nur ein ganz kleiner Kern wohnt, welcher oft nicht größer iſt, als ein adliger Name. Andere waren ehrlicher oder hielten beſſer auf den Schein, Manche ſind bemitleidenswerth, weil ihre Stellung von jedem Kniff, aber nicht von der Tugend auszufüllen war, Einige ſtehen ſogar noch im Vordergrunde, welche zu uns gehören und im weißen Harniſch wie St. George glänzen, und unſichtbar, von Engeln geſchützt werden, die wir vom Himmel auf- und niederſteigen ſehen — kurz, das Intereſſante ſind nicht mehr die Begebenheiten, ſondern die Menſchen.

Die Präcedentien! dies Schreckbild wandelt durch die Tagesgeſchichte Europas, und fordert Rechenſchaft von Apoplexie und Paralyſie, welche von einer großen und titaniſchen Vergangenheit übrig geblieben iſt. O könnte man tilgen, was geſchehen iſt! Könnte man die Bücher all verbie-

ten, welche die Wahrheit an die Nachwelt überliefern.

Ich gestehe, daß ich neben dem Zwecke der Entlarvung auch noch einen künstlerischen hatte, und ich muß mir deshalb einen zwiefachen Vorwurf gefallen lassen.

Einmal wird man sagen, ich sei, um nur die plastische Einheit und Ruhe in meine Auffassung der Individualitäten zu bringen, oft sehr mild und schonend zu Werke gegangen und habe durch manchen Hieb des Meißels getilgt, was freilich das Auge beleidigt hätte, was aber auch die Menschheit beleidigt. Doch wird dis immer eine Consequenz sein, die wenn ihre Prämissen nur da waren, nicht genannt zu werden brauchte. Die Mißlichkeit der Zeiten entschuldige mich! Ich habe die Blumen der Poesie auf die dürren, schlotternden Charaktere der großen Welt nicht geworfen, um die Narben ihrer Ehre, oder die offenen Schäden ihres Verstandes zu verdecken, sondern um Euch zu zeigen, wie erhaben Ihr steht über Allen und

wie mitleidig Ihr seid mit der fremden Schwäche und dem Alter, das jedoch bald treten muß vor den Thron des ewigen Gerichtes! Trauet diesen Rosen nicht, aber rechnet sie mir auch nicht an; denn ich schätze den Blauduft des Himmels und lerne mein deutsches Volk liebgewinnen, seitdem es freundlich meinen Worten zulauscht, und möchte noch recht lange als fesselloser Frühlingsbote außer dem Käfig mit Euch verkehren im Scherz und Ernst.

Zweitens mag gerade das, was in meinen Skizzen das Künstlerische ist, einem Vorwurfe ausgesetzt sein, den ihnen die biographische Kunst selbst macht. Gewöhnlich verlangt die Biographie, weil sie die Rivalität der Geschichte nicht ertragen kann, daß ihre Helden dem Bereiche der Begebenheiten entfernt stehen und sie recht viel Raum geben sollen für die kleine Detailentwickelung des Privaten-Charakters. Freilich hieran leiden meine Darstellungen, denn sie wissen nicht, um welch' Uhr des Morgens Martinez de la Rosa aufsteht,

kann bis über's Jahr noch mancher jugendliche Name historisch werden, sondern ich behalte auch durch Verschwiegenheit über gewisse Menschen die Zügel in der Hand. Diese Gallerie soll vollständig werden. Es sollen Viele und Manche hineinkommen. Nur Eines erlöst davon, nämlich der Tod; denn nur mit lebenden Zeitgenossen beschäftigen wir uns.

Frankfurt a. Main, im März 1835.

Karl Gutzkow.

UNIV. OF CALIFORNIA

Talleyrand.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Frau Grandt und der Monat Mai mögen besser wissen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falsch geschworen hat; die Geschichte sagt, daß er es sechsmal that. Sie liebt ihn aber und moralisirt nicht; denn Talleyrand war kein Ueberläufer. Talleyrand hinkt auf dem linken Fuße, er übereilte sich nie, er lief nicht. Hat man sich je mit mehr Grazie in die Zeitumstände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von seinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel schlagen, wenn er das Lager der Partei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandostab, er ging, nur begleitet vom Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm seine Reden schrieb. Talleyrand suchte die schroffen Kontraste der Geschichte auszuglätten, er sprang in den neuen Sattel mit einem Witze, und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Worte, ich finde, daß in Eu-

ropa viel Sympathie für seine graziösen Meineide herrscht, und es ist nicht schwer, dafür eine Ursache anzugeben. Es gibt Leute, welche den greisen Priester für einen verkannten Propheten ansehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, welcher außer seinem eigenen himmlischen Geiste noch einen besondern in Diensten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft gab. Talleyrands Sehergeist wird bald ein Instinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten sei, wissen wir nicht, wollen aber sein Leben deshalb zu Rathe ziehen. Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, seine Kokarde bald weiß, bald bunt zu färben? War sein Leben die Einflüsterung eines besonderen Genius, der ihn zu seinem Liebling gemacht hatte? Besaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp? Wir wollen sehen. Es war schon einige Jahre vor der konstituirenden Versammlung, daß der junge Bischof von Autun sich in der besten und abwechselnd in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geschäft: nämlich alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Priester sei. Seine Kehle, noch heiser von der Messe, die er im Stifte hatte singen müssen, sein Anstand, noch kämpfend mit dem Priesterrocke, der dem

lahmen Fuße nachſchleppte, ein zweiter Eſau, der an ſeinen jüngern Bruder die Erſtgeburt für die Linſengerichte des biſchöflichen Konvikts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädiſcher Philoſophie und Ausſchweifungen zuſammengeſetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort viel Tugend. Dieſer Jüngling von Biſchof verſtand es ſchon vortrefflich, die Maske vorzunehmen; er war galant, blumenreich, etwas ſalbungsvoll, und zog es in den meiſten Fällen vor, zu ſchweigen. Man nannte dis erſt Beſcheidenheit, aber Talleyrand beſann ſich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch ſpäter im auswärtigen Amte von London noch nicht verlaſſen hat. Von dieſem Augenblicke an hielt man ihn für geiſtreich, ſein Schweigen wurde eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Geſcheidtes zu Tage kommen würde. Talleyrand genoß dieſen Triumph des Stillſchweigens, empfahl ſich, und eilte auf Mirabeau zu, der ihm ſchon lange winkte. Sie legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Perſonen durch, ſchwärmten durch das Palais-royal, und verbrachten die Nacht am Spieltiſche in der Rue Quincampoix. Talleyrand und Mirabeau waren die beſten Freunde. Dieſer

rühmte damals von ihm, daß er ein Mann sei, der Ideen besitze. Ich bin immer neugierig gewesen, was Talleyrand im Jahre 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philosophie gewesen sein, für die sich Talleyrand und Mirabeau unter Rosen und gemietheten Küssen damals aussprachen? Nur so viel weiß ich, es fehlte Beiden immer an Geld; und Talleyrands Hauptmaxime, das, was man seine Idee nennen könnte, war in der Folge nur, sich davon so viel als möglich zu verschaffen.

Die Stände traten zusammen: der Bischof von Autun hatte sein Kapitel zu vertreten. Es ist bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, was er auf dem Marsfelde leistete, wo er die neue Verfassung Frankreichs durch eine Messe dem Himmel empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Priester verfolgte ihn schreckhaft, er haßte seine Bestimmung, und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle seine Amendements und Abstimmungen glühte weniger der Enthusiasmus der Freiheit, als der des Hasses. Man konnte seine Rechnung nicht besser machen. Indem er sich für die Ungerechtigkeit seiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einschlief, für die Fasten und jenes Linsengericht

des Esau rächte, erwarb er sich zugleich eine ansehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch sich auf den Thron Frankreichs setzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und Gardes du Corps, und schloß mit den Königen der Straßen und Vorstädte eine Freundschaft, die sich belohnte. Philosophirte Talleyrand schon damals, so wußte er, daß man in den ersten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug sein Haupt erheben kann, daß man in einem Glutfieber von Illusionen leben muß, wenigstens eine Zeit lang. Er stiftete den Jacobinerklub, er führte, wie Mephistopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, und drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräthe der Kirche, diese fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müssen, ohne Gnade verkaufe. Er wollte keinen andern Kultus als den der Nation.

Eines Tages besann sich aber Talleyrand. Seine Hände waren zu zart für eine Popularität, welche sich nicht wusch und keine Handschuhe trug. Die republikanische Tugend machte ihm Langeweile, seitdem sie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er sah sich in dem Spiegel, und fand, daß die phrygische Mütze der Jakobiner seinen guten und tadellosen französischen Zügen schlecht stand;

er ſtiftete den Klubb der Feuillans. Das war ſchlimm. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereigniſſe kamen ihm zu ſchnell. Der Abfall Mirabeaus machte ihn wankend, das Poſtmeiſterſtück in Varennes und die Emigration verwirrten ihn, die Koalition des Auslands zwang ihn, die Lage Frankreichs zu kombiniren. Er hörte das Meſſer der Guillotine ſchleifen, der Bannfluch des Papſtes, der ihn perſönlich traf, weckte Todesgedanken, ſeine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungeſtüm, die Leidenſchaft und die Grauſamkeit. Er drängt ſich zum Geſandten auf, und kann mit guter Manier Paris verlaſſen, welches ein unſicherer Boden iſt. So lange die Dinge gut ſtanden in Frankreich, ſo lange nur erſt Ludwig XVI. geblutet hatte, ſpielte Talleyrand in London einen vortrefflichen Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu repräſentiren, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigrirten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte ſeinen politiſchen Abandon erträglich, weniger ſeinen moraliſchen. Die Königin wandte dem ausſchweifenden Prieſter den Rücken, ja ſeitdem der Konvent Luſt ſpürte nach ſeinem Kopfe, und ihn einmal über das

anders freundschaftlich ersuchte, über den Kanal zu kommen, verlor er vollends alle Haltung. Seine Mission ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einst Fasanen aus den Forsten von Perigord gegessen hatte. Allein Pitt, so ein grösser Staatsmann er war, litt doch an einem schwachen Gedächtnisse, und wollte sich der Fasanen nicht erinnern. Talleyrand war zu stolz, sie zu erwähnen, und verließ England auf Pitts Weisung. Man hielt ihn trotz seiner Verurtheilung noch immer für einen versteckten Jakobiner. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie schwer sich London an ihm verbrach, so liebte er es doch unausgesetzt, und war sogar im Stande, die englische Verfassung das beste Prinzip zu nennen, wo es die Klugheit gebot, auf Prinzipien einen Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden sagen, daß er bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit sey. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenseits des Ozeans die weiße Kokarde aufsteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, eine Lilie aus dem Geschlechte

der Montmorency oder Levis? Bis dahin stieg die Leidenschaft des geächteten Priesters nicht, obschon er sich selbst die Indulgenz der Ehe gestattete. Er hatte andere Sympathien; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt aus Ostindien stammte. Zu der blendenden Schönheit dieser Dame gesellte sich eine muntre, prononcirte Einfalt: der arme Exbischof mußte seiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er setzte sich über den bösen Leumund hinweg und sehnte sich nicht nach dem Glücke, das inzwischen Herr v. Chateaubriand in den Urwäldern bei den Hasen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickstrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er sehnte sich nach dem schönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ermüdet: Talleyrand sah nichts mehr, was fürchterlich gewesen wäre. Er schrieb an den Konvent, er schrieb im Tone des patriotischen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er bei Franklin und Washington sich in seinen republikanischen Tugenden immer mehr vervollkommnet habe, und verlangte die Zurücknahme seines Anklagedekrets. Der Bürger

Talleyrand kehrte zurück; Frau v. Stael und die Koterie jubelten, daß die neue Meinung nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte. Carnot verachtete ihn, doch Talleyrand wußte, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubbs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Direktorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, begann er, an eine starke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, dessen Ehrgeiz eben so feurig war, als damals seine Liebe zu Josephine Beauharnois. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; denn dem Ehrgeize traute er Frankreich an. Er veranlaßte die italienischen Siege und die große ägyptische Cavalcade; er wußte, daß sich Frankreich zwar noch von keinem Herrscher, aber von dem Ruhm würde regieren lassen, und gewann für seinen Günstling so viel Bundesgenossen, daß die hochverrätherischen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angesehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienste, welche ihm Talleyrand leistete, und konnte ihm verzeihen, selbst als der Mann später nichts als bourbonische Konspiration athmete. Er ließ ihm seinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewisse schwärmerische Sentimentalität, die für den Mann unsers Jahrhunderts so charakteristisch ist, fesselte ihn an Talleyrand, an diesen Schlaukopf, der auf Kosten der guten Meinung von seinem Verstande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Direktorium als einen leidenschaftlichen Verehrer der Gesänge Ossians empfohlen hatte. Ossian war es, der Talleyrand lange Zeit geschützt hat. Napoleon verzieh dem Minister, der sein Portefeuille benutzte, um sich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghiens wurde; er vergaß Ossian nicht. Es ist zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathien seines Herrn nicht mehr belauschte; denn Napoleon hatte noch mancherlei Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, desto mehr zog er die guten Sitten den Gesängen Ossians vor. Er glich darin allen besseren Usurpatoren, daß er sich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um sich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Groß-

kämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börse und des Spielhauses, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anstoß daran, daß Frau Grandt noch nicht einmal vor den Altar mit ihm getreten war. Napoleon wollte von diesen lockern Banden nichts mehr wissen, sondern drohte ihm mit seiner Ungnade, worauf sich Talleyrand murrend verheirathete. Ossian entfiel dem Gedächtnisse des Kaisers immer mehr: in den polnischen Wäldern dachte er nicht mehr daran, und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade. Es war die zweite Periode seiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldspekulationen und Verschwörungen hinbrachte. Er hatte den russischen Feldzug den Anfang des Endes genannt, und war früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab sie den Bourbonen. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, welche um die Wiege des Kindes Reichstadt würden gestanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil seine Entscheidungen ohne Berechnung sind und nichts sichrer, nichts die Papiere der Börse beherrschender ist, als ein nicht gefahrloser Friede, ein Friede mit etwas Besorgniß und viel Diplomatie.

Talleyrand fing jetzt an, von Prinzipien zu sprechen, und diese Prinzipien waren für ihn die Bourbons. Er hatte ihnen seit dem polnischen Feldzuge viel Dienste geleistet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten, theoretisch und praktisch, wie nothwendig jetzt die weiße Kokarde wäre. Der Kaiser von Rußland ließ sich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht sein gegen Talleyrand: die Restauration der Bourbone war seine glänzendste That. Er bot alle Mittel auf, um diesen prekären Thron zu sichern, und die Ereignisse brachen so seltsam herein, daß er jetzt sogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Restauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbonen so kühne Vortheile, daß Louis XVIII. selbst davor erschrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbone populair zu machen; wodurch konnte es ihm besser gelingen, als durch die Opposition gegen die Fremden? Ja er scheute sich sogar nicht, von einer Waffenentscheidung zu sprechen. Louis zitterte vor diesen guten Diensten, Talleyrands Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angesteckt, und die dritte

Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab seine Entlassung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer. Es verstrich ihm die Restauration unter Witzen, Titeleroberungen und Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten sich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieser das Wortspiel, jener das Impromptü, dieser den vorbereiteten Hieb, jener wollte geistreich, Talleyrand nur beißend seyn. Louis hätte Talleyrand gern aus Paris gehabt; wie oft sprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geschäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach Gent zu fragen, oder hinzuwerfen, welch schönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte schweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Restauration. Er ließ sich oft in der Pairskammer sehen, und las treffliche Diskurse ab, die die böse Nachrede fremden Federn zuschrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe sich ein Geschäft nie soll entgehen lassen, nemlich das, sich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anstrengung, ohne Ambition, und seine Reden gegen die Censur und dem spanischen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde, Freunde aus der Mittelklasse, die Alles von der besten Seite ansehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zu der Konspiration Orleans gehörte. Doch mußte er Louis Philipp lieben, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrschaft. Er konnte sie am besten beim Auslande repräsentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Kabinetten bekannt; man lächelte und erkannte sich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrschaft ein moralisches Gepräge, gleichsam die Beruhigung, daß sie nicht anders seyn werde, als die frühere. Es waren dieselben Manieren, nichts hatte sich verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen; er machte die Revolution von 1830 so ordinair wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die flog, erst gehen lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrands jetzigem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftmanns. der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzwecke machen

zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipps, und er ists, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viele Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen? Was wollt Ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und läugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschuf sich seine Schikśale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt Euch andere Umstände, und immer werdet Ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen seyn würde. Louis XIV. hätte in ihm einen vortreflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch seinen Witz gesiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht einmal Mazarin gewesen; zwischen der Fronde und Ligue, zwischen Heute und Gestern wäre er erdrückt

die, soviel Geld als möglich zu erwerben. Talleyrands politische Laufbahn würde anders ausgefallen seyn, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, sie mit Schulden anzufangen. Es scheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauses, das Talleyrand immer versuchte, ein trügerisches ist. Doch stürzte ihn sein Exil in große Verlegenheit, er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren, und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutsche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Direktoren bringen sollte. Im Konsulat aber und während der Kaiserherrschaft häuften sich die Reichthümer. Napoleon war höchst freigebig, war es selbst dann noch, wenn sich Talleyrand, der schlechteste Wirth, plötzlich wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, welche er mit dem Friedensfürsten von Spanien trieb; doch scheint hinter ihnen wiederum ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war stets in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürsten-

thum Benevent mehrere Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbonen waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich an der Börse zu entschädigen. Sie ist noch bis auf den heutigen Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlt. Die Politik dient seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelt er den Völkern ihre Schicksale zu. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so hieß dies: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann! Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Prinzip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese nicht so alt; sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Kanals schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die geheimen Spring-

federn kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth zu schätzen, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes legen mußte. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, der Wellington angehört, für England haben würde; er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben. Er bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis, den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexanders auf, der ihn auch stürzte. Nach der Julirevolution nahm er seine Politik da wieder auf, wo er sie vor funfzehn Jahren stehen lassen mußte. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde

Frage in Englands Intereſſe zu ziehen, und auf faſt indirektem Wege ſo den Nutzen der franzöſiſchen Allianz nachzuweiſen. In der That ſollte man glauben, Talleyrand ſei kein Geſandter in London, ſondern ein engliſcher Miniſter. Indem er Frankreich ſcheinbar bei Seite läßt, zwingt er England zu alle dem, was das Pariſer Kabinet thun zu müſſen glauben dürfte, entweder beizuſtimmen, oder die gleiche Verantwortlichkeit oder gar die Initiative zu übernehmen. England, das zögerte ſich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer engliſchen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Koburg betrieb; in Sachen des Orients ſchürt er den engliſchen Ehrgeiz, und zwingt das Miniſterium, mit Noten und Demonſtrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß ſich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beſchränken ſoll, die engliſche zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es verſuchte, auf eigne Verantwortlichkeiten in ſein Miniſterium etwas Selbſtſtändigkeit und Ehre zu bringen. Die Quadrupelallianz ſoll durch einen coup de main in Madrid entſtanden ſein, und der lange Anſtand ihrer öffentlichen Bekanntmachung ſcheint dieſen Urſprung

glaublich zu machen. Doch müssen diese Dinge sich anders verhalten, denn die Lage der pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen, und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionrecht, welches dieser Allianz zum Grunde liegt, scheint vielmehr das Tageslicht etwas gescheut zu haben, und nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine in London getroffene Verabredung. Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage auszuwerfen, ob Talleyrand sich noch in dem Bereiche der Territorial- und Gleichgewichtsintereſſenpolitik bewegt, oder ob er es anerkannt hat, daß die völkerrechtlichen Beziehungen sich immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung herausstellen? Wir bezweifeln das Letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Prinzip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrands erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, welche sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne

auf, und zwang sie, in das Gleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts, wie Belgien zur Genüge beweist. Er betreibt die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil sie eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender scheint, um Oestreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten Balance sein Meisterstück erreichen, wenn er Oestreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitet an etwas Unmöglichem. Die feinste Kombination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsre jetzige Periode der Legationssekretaire kann nicht lange dauern; denn die alten Kunstgriffe, diese zierlichen Fechterstücke der Parade, hauen ja doch, wie Menzel sagt, die Riesen durch. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verräth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehre genug, „den Frieden um jeden Preis" keinen Vortheil zu nennen. Talleyrands Politik ist ein leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber

er sollte ihnen zeigen, wer die meisten Arme hat. Talleyrand ist zum erstenmale genügsam geworden. Er spielt nicht, um zu gewinnen, sondern um den Einsatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Partie wagt. Der alte Mann will das Heft nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft ficht. Seine Gegner verstehen ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte läugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem höchst realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosaken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hat mehr Gewandtheit; aber es ist nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hat kein Ziel; denn Frankreichs Sache versteht er nicht: er ist nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So ist er nur gemacht, dem eignen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten. Aber wie bald wird sich in der Halle von Valençay ein schwarzer Katafalk erheben.

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzoſen übertreiben, wenn ſie in Don Franzisco Martinez de la Roſa nichts gelten laſſen wollen, als die Talente eines Theaterkoſtümiers. Es iſt wahr, er lieferte ein lächerliches Meiſterſtück der Poeſie, als er das Koſtüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der ſpaniſchen Freiheit ihre Rolle als Deputirte ſpielen ſollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorſchrieb, mit ſeinen feudalen Schleifen, ſeinen idylliſchen Bändern, dem Peruaniſchen Falbala koſtete mehrere Tauſend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen ſolchen Aufwand zu machen, zögerten zu erſcheinen, und es hätte leicht geſchehen können, daß durch die Rückſicht auf die Schneider von Madrid die ganze ſpaniſche Konſtitution auf Monate eine Täuſchung geworden wäre. Doch beſitzt Martinez de la Roſa ehrenwerthe Eigenſchaften, Talente und

Präzedentien, welche den Novelliſten und Dichter für das Parterre vergeſſen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Roſa ſich eine große Aufgabe geſtellt hat. Das Beiſpiel, welches er giebt, iſt nicht einzig, aber doch ſelten. Die Geſchichte ſträubte ſich immer, Männern, welche gewohnt ſind, im Reiche der Phantaſie zu leben, ein irdiſches Portefeuille anzuvertrauen. Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke nur auf König David, Arthur vom Nordſtern und Chateaubriand. Selbſt Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Iſai's, ſang ſchon als Miniſter Sauls. Er vertauſchte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verſtand im Palaſte, wie in den Höhlen der Gebirge ſo den Dichter mit dem Premierminiſter zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ob er mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren.

Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies hat unsre Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben,

wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen seyn? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens weißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu seyn, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und

schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehebrecher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philo-

sophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1808 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn

die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredteſten Fürſprecher ſtanden. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch geſcheiterte Plane ſich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer überſteht, den Serviliſmus. Martinez reihte ſich den glorreichen Rednern dieſer Periode an, welche durch ihre glänzende Beredſamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen. Die Reſtauration Ferdinands machte allen dieſen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zerſprengt, der Rückkehrende begrüßte ſein treues Volk mit Schafotten und Proſcriptionen. Martinez de la Roſa wurde nach der afrikaniſchen Küſte verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er ſcheint ſich während dieſer Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag ſich bemüht haben, Spaniens Schickſal in ein Reſultat zuſammenzufaſſen, und philoſophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über ſie ſtellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schickſal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konſpiriren. Feſſeln entnerven: man ſage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenſchaft noch für

sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granadas, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auffliest; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Dramas ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkeh-

ren. Er der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgäbe, und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen,

ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzirte politische Nüance gleichfalls allmählich aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet, und als am 4. September 1820 diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;" ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jetzigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein

Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten, und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts destoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange selbst ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kongreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien

dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von

Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois, und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe ver-

langt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dis ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Pardo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die **milicia urbana** so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn ver-

wünscht, und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum Zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnette setzten Ferdinand in ein **plein pouvoir** ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot

gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurs eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakespeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue

Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der

den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen. Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das falsche Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herr-

schaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden: welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Er-

eigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein,

sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein so mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in

Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in

Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie sind penibel, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stürzen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die

Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martinez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenschaftlosen Revolution fortschleudern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maaßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendee ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martinez de la Rosa, an die Freiheit der Koulissen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Pallast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, um in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

Chateaubriand.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen, und einen goldnen Ring an dem zarten, poetischen Schreibfinger, so gibt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des Jünglings.

Wer glaubt es, daß Chateaubriand ein alter Herr ist, der in wenig Jahren seinen siebenzigsten Geburtstag feiern wird? Er, den wir uns noch immer von etwas phantastischem Aeußern denken, als den letzten Kreuzfahrer, der nie stirbt, immer bereit, noch mit neuen Epochen der Geschichte in Kollision zu gerathen, ein junges Mädchen zu besingen und Thorheiten zu begehen?

Ihr werdet wenig Menschen kennen, welche mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die

er mit ins Grab nehmen wird. Er blieb sich immer gleich, ein schüchterner junger Mensch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überrascht von Allem, ohne Voraussicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand ist ein Greis geworden, ohne ein Mann gewesen zu sein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er seine Erfahrung für eine feindselige Macht, die ihn überall enttäuschte. Alles, was ihm geschah, hielt er für eine Vorbereitung, und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen werde, wo er von seiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber ist er alt geworden, seine Jugend hat bis an sein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters gewesen seyn, so müßte seine Verzweiflung jetzt tragisch und des tiefsten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt diesen Widerspruch nicht: es gibt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das sonderbare Schicksal, immer zu spät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas besessen zu haben; er ist oft gefallen, ohne daß er je aufrecht stand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das ist es: Chateaubriand erwartete nichts; man versprach ihm nichts, man schmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es ist niemals Jemand mit so wenig Opfern unglücklich gewesen; wenn er fiel, so that er sich selbst am wenigsten wehe. Chateaubriand will ein Märtyrer seyn; er will neben den Opfern Diocletians und den eilftausend Jungfrauen genannt sein. Das ist ein Scherz; aber lacht darüber nicht! Es ist ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem sonderbaren Greise noch zum Trost übrig? Nennt ihn also Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen ist, als für sich selbst!

Wir haben Goethe gehabt; wir wissen, was historischer Indifferentismus ist. Männer von den größten Geisteskräften matteten sich an kleinen Verhältnissen, an geräuschlosen Zeiten ab. Stürmische, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe, und da, wo die Stärksten hätten stehen sollen, sahen wir Cretins. Männer von Genie sind vor großen Ereignissen geflohen. Das Erhabene ist vielfach verkannt worden, und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe herabsteigen. Chateaubriand erhielt von der Na-

tur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten faſſen mußte. Er war ein junger Menſch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigenſinnig, er wußte noch nicht, worauf? Da er zögerte, ſo faßte ihn der Wirbelwind unſrer großen Zeitgeſchichte, und warf ihn aus ſeinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädeſtinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, ſo wenig bedurfte ſeiner die Zeit. Aber ſeine Geburt, ſeine Verwandten und ſein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigſten Dinge, Ereigniſſe, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine ordinäre Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Haſen, welche er in ſeinem Torniſter von Thionville trug. Für den jungen blonden Menſchen war die Zeit eine Familiengeſchichte geworden, in welcher ſeine Vettern und Großoheime die Hauptrolle ſpielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem beſtimmt.

Er ſah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte ſich gar nicht, ſie zu beſchämen, ja er würde ſie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die

Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals, oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn [illegible] London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolutionen vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der Flucht dort hatten liegen lassen, erinnerte, und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er bestieg: er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, als sollte es da fressen, tränkte es im Jordan, und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Christenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz seiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Posaunentone des Weltgerichts hätte sprechen müssen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich allenfalls Mode werden konnte, einen heiligen Ernst hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man interessirte sich für ihn etwas mehr, aber nicht viel, als für Abel Remusat, der die indischen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verstand; er verwechselte das Christenthum mit sich, hielt sich für unfehlbar und beging so viel Thorheiten, daß man ihn schnell bei Seite schob.

Jetzt aber saß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geschäften; die Weltgeschichte war bis an seine Antichambre gekommen, er hatte sich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blasen lernt, auf die Höhe der Zeit gestellt; es kann nirgends so verworren aussehen, als in Chateaubriands Kopf und in seinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieser Spätling der Croisaden sich

selbst nach seinen neusten Unfällen schon in die Zeit zurechtgefunden hat. Fordre er keine neue Kollision heraus; sie würde ihn unfehlbar in Versuchung führen. Chateaubriand hat kein Geschick für die Geschichte. Goethe wollte seine Zeit nicht verstehen; Chateaubriand verstand sie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der gutmüthige, oft kindische Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwischen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie sie sich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in diesem Falle nichts ist, als eine Tragikomödie derselben, ein Roman, zusammengesetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo ist hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo sind die Schlangen, die er schon in seiner Wiege erdrückte? Welche greise Seherin hat die Hand auf sein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten gesegnet? Wie schwer wiegen wohl die Schilde, die er aus seinen ersten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieser Maaßstab paßt hier nicht; Chateaubriand kömmt erst nach seinem dreißigsten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegasus

mürbe reitet, mit der er auf Reisen geht, die er apportiren lehrt, wie einen Pudel; zu einer Idee, die bald eine Chimäre wurde.

Wenn Ihr wollt, Chateaubriand ist auch unglücklich gewesen. Aber Ihr wißt, daß im Schmerz eine Wollust liegt. Chateaubriand, diese romantische Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für sein Leben eine poetische Staffage, und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebste zu sein. Chateaubriand ist nicht einmal ein solcher Märtyrer wie Lafitte; denn wenn er zwar so arm ist wie dieser; so war er auch niemals so reich wie Lafitte. Er stürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang stand, hatte er im Traume bestiegen; wann hatte der kleine Kadet von der Goldküste, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Minister zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte sich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er sich doch selbst aus Frankreich, als die Bourbone nach Holyrood zogen, und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit ist, sich selbst zu schneiden, und dann nicht einmal von Andern verbunden zu werden.

Nun, was ist? Chateaubriand kokettirte so gut, wie Hr. von Holtei.

Beide kamen und gingen. Beide sind nur flüchtige Gäste, die wie der Vogel Alcyon ihr Nest auf dem Meere haben. Beide machten sich unglücklich, und da Niemand darauf sehen wollte, schrien sie; beide ohne Plan, und doch immer getäuscht; beiden macht die Ruhe Langeweile; beide schlürfen zitternd, aber mit Wollust den Becher, den ihnen das Leben mit herbem Weine füllt. Beide werden ewig jung bleiben: Hr. von Chateaubriand wie ein Ritter des Mittelalters, wie ein Genosse des Artus, der den Graal gesehen hat; Hr. von Holtei wie Wilhelm Meister, etwas grämlich und frühreif, beide so verschieden, wie der Genius des Christenthums und die Wiener in Berlin, und beide doch, wer sie kennt, selbst im Aeußern, so ähnlich.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gesessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuets,

welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoset zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einst so glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte sprach, gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menschen, der ihn zuweilen besuchte, und in das Getriebe des Staates sehen ließ, das ihm zu verstehen sehr schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rocke mit den großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième ein, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern, und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen, und ein Messer zu vermeiden, welches für den alten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak, und Malesherbes examinirte

den jungen Lieutenant, der eben Kapitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz sie vereinigten sich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben in den Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen, der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erstickten den perpetuellen Ausruf: die nordwestliche Durchfahrt! die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon; er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich, und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinhosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich; stört ihn nicht!

Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft,

recht bürgerlich eine Pfeife anzündet, und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr, als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Kosten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie sollen ihm Auskunft geben über die nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch in dem Urwalde, er belauscht das Krokodil das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt, und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes, und leider brach das zerrissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl, und schiffte sich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erst mußte er sich verheirathen. Er war aber gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen; dann floh er nach Brüssel zu der **confédération noble et irrésistible**, die sich selbst den noch „gesunden Theil der Nation" in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeit lang, schoß bei der Belagerung von Thionville einigemal seine Flinte ab, kochte vor-

treffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen, und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien schon gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er schrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er später selbst billigte. Sein Prinzip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den Genius desselben schon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er dessen Konsulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenso unverbesserlich, aber er nützte den Planen des Konsuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte,

wollte „die römisch-katholischen Götter“ in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriands Poesie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst, und schickte ihn als Legationssekretair zu seinem Oheim, dem Kardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssekretair! Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen und zu versiegeln!

Chateaubriand wollte nur Rom sehen; dann war er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung!

Aber er wollte die Schweiz sehen, er ging, und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß, und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um Gotteswillen; die Ehre des letzten ließ er selbst im Jahre

mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben kann, wenn er die Messe oder das de profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und die Apostelgeschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen, und nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man

sieht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen sind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menschen dämonisch lange zu dauern schien, und alle Welt auf Rechnung von Ereignissen, die man noch nicht kannte, zu konspiriren anfing, schlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verschwörung. Indem er sich äußerlich das Ansehen gab, als beschäftige er sich einzig damit, die Früchte seines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn sein Instinkt, der immer mit der Unterdrückung sympathisirte, in die Interessen der Bourbone hinein.

Als Napoleon zum Erstenmale so strauchelte, daß er erst in Elba wieder aufstand, zeichnete ihn und sein System, und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. statt einer Armee konnte spielen lassen. Louis sagte dis selbst und machte den prophetischen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals schon wieder in Gent, Louis

XVIII., und das Terrain war groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Nein, wir wollen nicht spotten, es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb zwar eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte.

Chateaubriand gab zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister, und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach jetzt auch von den Privilegien desselben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverstandes, und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart, und träumte sich in einem wirkli-

chen Kreuzzuge gegen die muſelmänniſche und jakobiniſche Partei ſeines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorſchläge waren ſo unpraktiſch, ſeine Erläuterungen der Charte ſo unzweideutig, ſein Zweifel an der Charte ſogar ſo impertinent, daß ihn Louis aus den Pairs ſtrich, und fürchterlich beungnadigte, Louis XVIII., der die Charte ſelbſt verfaßt hatte, und darauf eitel war, wie ein junger Menſch auf ſein erſtes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geiſt und Celebrität wetteiferte, und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marſan griff den fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortſchritte dieſer ultraroyaliſtiſchen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunſten gegen Decazes und brachte es zuletzt, beſonders ſeitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit ſeinem wunderthätigen Waſſer herangetreten war, und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geſchrieben hatte, wieder ſo weit, daß man ihm den Berliner Geſandſchaftspoſten anvertraute.

Hätte ich damals von Frankreich ſchon mehr ge-

wußt, als être und avoir, ſo würde ich mich um den frommen Geſandten bekümmert haben; ſo aber zog mich damals der Halbmond, der unter den Linden in der Sonne wohnte, der türkiſche Geſandte, mehr an.

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er ſo beredt gegen die Revolution ſprach, daß er ſelbſt einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfaſſen ſcheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris, und übernahm das auswärtige Miniſterium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahr 1823 geſchah, in jener Periode, wo faſt gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Roſa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas ſtumpfe Leyer gegriffen, und Griechenlieder geſungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meiſten Ruhm zu verlieren, und er warf die europäiſche Achtung in ganzen Maſſen von ſich. Er ſprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen ſei; er hoffte Angoulême werde ein zweiter Napoleon werden, und

das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte, wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte, und der Vicomte zum Zweitenmale fiel.

Dismal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, nämlich aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz fast gänzlich verließ, und sich zur Erholung mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergessen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall spukte, Herr von Blacas, vorzugsweise

l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und bestochen sein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen sein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Ehrie des konstitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entsetzten sich, und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbone gekettet, daß er sich in den Ereignissen des Julius mit ihnen begrub, obschon sie nie etwas von ihm wissen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß und auf der Trommel unsres Zwerchfells. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspektive seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an, und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konsequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat.

Chateaubriand sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe

des Mirakelkindes geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmen macht; sondern eröffnete auf eigene Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war: aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausspielen, und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem seine Brochüren, und Protestationen noch angehörten, er konspirirte und mußte ins Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein, kaum in Freiheit ge-

setzt, beginnt er aufs Neue seine schriftstellerische Chouanerie, er heftet seinen Ruf an den Unterrock einer Frau, er küßt die Fußstapfen der Herzogin von Berry, und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen.

Wir wissen, wie sich Alles in Skandal auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich, und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor.

O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humanist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Kostüme ist regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich immer etwas Lächerliches, und ich zweifle, ob uns je das Schicksal einen Grafen Brühl unsrer historischer Einkleidung schicken wird.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch was wollt Ihr? Chateaubriands Treue ging

über Alles. Er warf den Ritter von sich, und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen, und selber die Wiege zu treten. Die Dinge waren so zu sagen auf den Punkt gekommen, daß Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein, und wurde von nun an der Commis Voyageur der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts: auf dem Hradschin wohnte nur die Tugend: Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateaubriand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt in diesem Augenblicke seine Memoiren, und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen. Möchten ihm seine Freunde dis Wagniß abrathen! Er verdient es wahrlich nicht, daß man zuletzt bei seinem Namen wohl noch gähnt!

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdruck zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe jetzt alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwald der Bourbone; und doch hat er ihnen am wenigsten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren sein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums,

von dem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränkten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter die Partei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren, und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es, und machen aus einer Thatsache der Autorität ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Kö-

nigthum, wie für die Freiheit. Wer nicht für die Partei ist, ist wider sie. Gehe zu uns über, wer will! Fehlen Euch Kugeln: wir geben sie! Aber Parlamentaire, welche ihre weiße Binde so tragen, wie Chateaubriand, schickt zurück.

Mehemed Ali

von

Aegypten.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, diesen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verschmachtenden, leberlosen Prometheus, der, angeschmiedet an die Gürtel der Welt, in seinem Haupte die Wissenschaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spotte seiner Fesseln, Europa, diese schon veraltete Offenbarung des Weltgeistes, jung nur noch in schwermüthigen Liedern, Menschen erzeugend, welche statt das Leben zu genießen, schon in der Wiege daraus ein Kunstwerk machen müssen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wissenschaft, Kunst in tausend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes versteinert sind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeschlagen; aber welche Menschen entläßt sie? Das Genie mit

Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laster in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unsre Physiognomien: wir lieben, aber ohne Entzücken: wir hassen, aber unter der Asche; wir geizen nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir sind so gerecht wie Aristides, so schlecht wie der Verräther der Thermopylen; aber wir sind es unter der Maske; wir scheinen nicht das, was wir sind.

Fein, nüanzirt, künstlerisch sind die Charaktere Europa's, sie sind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, sich seine eigne Welt schafft; unser Horizont ist eng, die Atmosphäre der That so zuwider, daß man sie gleichsam umgehen muß, um zu athmen. Wir sind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweist; wir sind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir sind Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, so weit als wir von unserm Heerde nach der Bastille brauchen; hier ist nichts erhaben.

Geht über den Ozean! Werdet geboren, wie das Lama, das Hausthier des Indianers, sein Junges wirft: schwebt in einer Matte von Mast zwischen zwei

Kokosbäumen; lernt ſpät laufen, ſpät ſprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkoſungen des jungen Lama's, das mit Euch geboren wurde! Ihr habt ſchon manchen Stier gebändigt, da tretet Ihr in eine Lancaſterſchule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus Euch ſelber ſchaffen, Alles das ſelber ahnen, was Baſedow und Peſtalozzi dem Europäer vorkäuen. Ihr fühlt mit feinem Ohre, wie die Flügel Eurer Seele rauſchen, wie ſie ſich entfalten; mit jeder Sonne ſteigt Euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an Euch; Ihr tretet in die Verwirrung der Intereſſen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonnetten ſtarrt; die Partei iſt gewählt: hier, dort, überall Lorbeern! Zuerſt im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homers, mit der Schlinge des Gaucho; dann Parteigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenſchweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protektion, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen Euch die Kugeln der Partei, die gerade ſiegt, niederſtrecken!

Das iſt Amerika.

Oder geht auf die Freundschaftsinseln, unter die Wilden Guinea's, nur an Asien geht vorüber!

Asien, einst Europa so unähnlich, jetzt wie auf dem Marsche zu uns. Einst so groß in seinen Thaten, ja selbst heroisch im Dulden!

Asien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, sondern Leidenschaft war; dort kam Alles durch den Instinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war niemals ein Epos des Willens, sondern immer die Tragödie des Schicksals. Taumel und Besinnungslosigkeit verwirrten hier einst das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tausende in der Zahl oder in der Wüste des Raums. Die Größe schnitt sich mit scharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienst; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon sich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil miterjagt zu haben; sie fiel dem Löwen allein zu.

Aber jetzt ist die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dschingiskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter längst schon

übergegangen in die der Halbgötter, jetzt in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen sich eng zusammen, Hero und Leander werden sich bald auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinair, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geschichte eine Domaine, handelt mit Tabak und Baumwolle, führt die Kamaschen und die Knöpfe der europäischen Civilisation, und die Journalistik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier ist Alles Berechnung, Angst, Eigennutz, kein Enthusiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in seinem ganzen Leben nur eine Episode, die man im alten asiatischen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali ist auch selber aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkischen Polizeikommissairs, der in einem Städtchen des waldigen Mazedoniens für die Ordnung sorgte. Hier lernte er, wie man sich bei einem Auflaufe benehmen müsse, wie Parteien dadurch geschlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuer mit Nachdruck eingetrieben wird; aber dieser Unterricht währte nicht lange; denn sein Vater, der Polizeikommissair starb bald.

Doch zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anschlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn so geschickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife so gewandt zu stopfen oder erzählte so drollig, wenn er mit untergeschlagenen Beinen saß, und der schlaffe Bauch wie ein Beutel zu wackeln anfing, ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Propheten, daß er für diese Waise sorgen würde, und machte sie mit seinem eignen Sohne bekannt, welches ein rechter Lümmel war, faul, türkisch, und dem Vater viel Kummer verursachte.

Mehemed besaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßschweif sehen, ohne an ein künftiges Paschalik zu denken; aber inzwischen war er fleißig, handelte mit Tabak, und ließ sich von einem französischen Kaufmann, der hier zuweilen Geschäfte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Riesen, Menschen mit Straußenköpfen, oder von vierfüßigen Thieren bewohnt würde, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meister Lyon, der aber aus Marseille war, mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tausend und Einen Nacht, und trug viel dazu bei, seine Begriffe

über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenschaftlich, und trug von ihm, als er einmal gelegentlich starb, seine Neigung auf alle Franzosen über.

Inzwischen schenkte ihm sein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthschaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichste Tabaksspekulant, der tapferste Krieger, der verschmitzteste Staatsmann und der glücklichste Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Korps von 300 Mann mußte mobilisirt werden, und als Kontingent zur großen türkischen Armee stoßen, welche die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Der Erstgeborne des Chefs mußte ehrenhalber schon das Kommando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen satt, kehrte zu seinen Bädern und Sklavinnen zurück, und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterstadt sah er nicht wieder. Dis machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeschlagen. Die Türken kampiren nur in Europa, sagt ein Franzose.

Aegyptens nicht kleinstes Wunder war um diese Zeit, daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Er-

oberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, versandet von den Wogen der Wüste, nur in dem kleinen Umkreise seines Pulses, des Nils, noch athmend, war noch einmal zum Leben aufgestanden. Ein neues Räthsel der alten Sphinx war gelöst worden; das wunderbare tausendjährige Stillschweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der französischen Bajonnette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten mystischen Cheopse drehten sich in ihren himmelhohen Gräbern um, der Strauß floh mit dem wuthschnaubenden, hundertmal besiegten Araber in die Wüste; nur das gutmüthige Kameel verfing sich auf der Flucht, und kniete thränenden Auges vor dem Sieger nieder, der seinen Buckel bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Reste, der Juden, Hunde und aller Nationen, thronte der große Sultan Buonaberdi, mit seinen Paschas von zwei und drei Roßschweifen und allen seinen heiligen Kriegern: die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkische Sultan badete sich, wie ein Muselmann, sprach Recht nach

dem Koran, lebte keusch und mäßig; ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er sich beschneiden lassen. Und einige der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion der Houris Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, welche ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mamelucken mit unwiderstehlicher Verführung entgegen gekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Kolonnen keine rechte Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairo's war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hundertthorigen Thebens, jagte Desaix, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mamelucken so erbittert waren, daß sie bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel und die Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich gar nicht glaube; man wickelte garstige Mumien, welche von verliebten Orientalisten für schön aus-

geschrien sind, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück, und bewies, daß im Nilschlamm nur eilf Theile Wasser, aber achtundvierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Napoleon bei Abukir total schlagen zu lassen; denn Napoleon hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbeern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, der Sultan mit dem Goldarm, setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Meuchelhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verscheiden lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Mythe mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte

und riefen: Es gibt nur Einen Gott, Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kadmeer gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mamelucken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selims blutige Siege zum Nachtheile der erstern entschieden hatten, entbrannte aufs Neue. Die Mamelucken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitkolonnen Friede geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hilfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mamelucken herrschte Trennung: Bardissy Bey und Elfy Bey standen sich feindlich gegenüber; dieser, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albanesen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der ersten türkischen Expedition, und hatte sich inzwischen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeschwungen. Jetzt begann er seine Intrigue, die erst in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit desto größerer Sicherheit von ihm fortgesponnen wurde. Er balancirte von einer Partei zur andern, gab entweder selbst den Ausschlag, oder stellte sich auf die Seite, welche überwog, je nachdem die Umstände es geboten. Es war hier kein Ungestüm

eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um seinen Stolz zu retten, selbst den Erfolg in die Schanze schlägt, sondern eine kluge Berechnung, die sich zu beherrschen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgibt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn sich ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge seiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Partei, weder mit der Pforte und ihren Gesandten, noch mit den Beys. Der Zwiespalt unter diesen selbst kam ihm dabei trefflich zu statten. Er nahm die Miene an, als sei er dem von der Pforte geschickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ sich aber zweimal von den Mamelucken schlagen; Taher Pascha diente ihm, indem er Kusruf stürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Pascha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name, und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging ins Lager der Mamelucken und verband sich mit Bardissy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundsatzes, daß der Theilende herrscht, trennte er sogleich die Interessen, und schied sich einen neuen Hinterhalt, die Albanesen, heraus. Die Albanesen mußten ihm später zu Allem

dienen, sie wußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzustiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mamelucken diente ihm, das Terrain immer mehr zu säubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeschafft, Elfy Bey besiegt. Es blieb für den Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemeds Bundesgenosse selbst, Bardiffy.

Die Albanesen mußten ihm den Gehorsam aufkündigen, den Sold von Bardiffy verlangen; dieser drückte das Volk, um sie zu befriedigen, und Mehemed stellte sich zu den Scheiks und Ulemas, indem er diese durch ihn veranlaßte Unordnung glossirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und schlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe, da trat wieder ein neuer Name dazwischen, der dritte Statthalter der Pforte, Churschid.

Mehemed mußte diesem wieder seine Dienste anbieten; er focht gegen die Mamelucken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück, und zwang den Statthalter, die Stadt mit den schwersten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mamelucken, wurde zurückgeschlagen, und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verschwand immer mehr

neben ihm. Er wollte ihn nach Syrien schicken. Mehemed würde gegangen sein, wenn ihn eine veranstaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entschloß sich die Pforte, ihm das Paschalik von Gedbah zu geben. Mehemed beugte sich demüthig, nahm die Bestallung und den Ehrenpelz; doch seine Albanesen fielen ihn vor dem Hause an: er sprach lächelnd einige Worte, und der Tumult, den er veranstaltet hatte, war zerstoben. Das Volk jauchzte seiner Macht zu, er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber aus, und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter seiner Bedrückungen wegen den Prozeß, und noch ehe seine Vertheidigung von der Festung in Cairo aus zu einer Entscheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in seiner Usurpation bestätigte.

Der Divan von Konstantinopel befolgte bei den Unruhen in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte ist, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt sich Mehemed Ali's Statthalterschaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß seiner Herrschaft hatte Mehemed in den Mamelucken, welche noch nicht besiegt

waren. Sie stunden seinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitscharen dem Sultan, da sie in offenem Felde ihm gegenüberlagen. Er versuchte, sich durch List von ihrem ersten Andrange zu befreien, ließ sie von scheinbar aufrührerischen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, so daß er drei und achtzig Mameluckenköpfe nach Konstantinopel schicken konnte.

Die mißtrauische Pforte aber schwankte schon, wen sie für den Augenblick mehr fürchten solle, den Pascha, oder seine Gegner, welche durch ihre Uneinigkeit auch für die Türken überwindlicher waren. Sie sandte zweimal den Kapudan Pascha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf auch der Ferman ein, welcher Mehemed zum Pascha von Salonichi ernannte und ihn somit aus Aegypten vertreiben sollte. Zu Mehemeds Schrecken versöhnte sich auch Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Gold, und er wußte, daß er dadurch die Pforte sogleich umstimmen konnte. Da warf sich der Pascha seinen Albanesen in die Arme, welche sich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten versprachen. Sie legten die Hand auf den Koran, und schritten, ihrer siebenzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der

Aeltesten hielten. Sie erklärten, daß sie Mehemed nie verlassen würden, brachten seine ansehnliche Summe aus ihren eignen Schätzen zusammen und retteten so den Statthalter, welcher sich schon auf die Festung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zusammen, was die Mailen von Mehemeds Seite zog. Bardissy und Elfy, beide Beys starben rasch hintereinander; der Kapudan Pascha verließ Aegypten, und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung seines Landes denken.

Die Pforte ließ aber ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; sie begann jetzt die Politik, welche sie bis auf die neuesten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und seine Waffen fortwährend zu beschäftigen.

Mehemed widersprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Protestanten des Islam, die Wechabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anstehen, bis er seinem Versprechen nachkam. Er hütete sich wohl, ein Eigenthum zu verlassen, das in seinem eignen Hause noch so bedroht war. Er wollte die Mamelucken nicht im Rücken lassen, und führte jetzt jenen tragischen Akt aus, der, in Konstantinopel gegen die Janitscharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie

weit noch die völlige Vermählung der Civilisation mit Asien entfernt liegt.

Fünfhundert achtunddreißig Mamelucken schlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Festung von Cairo ab. Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die ersten Köpfe brachte, beruhigte er sich; als das Ganze geschehen war, behauptete er, Napoleon habe es mit den Bourbons nie besser gemacht. Er dachte an Enghiens Fusillade in Vincennes.

Die Pforte schwieg; denn sie schliff schon selbst an ihren Messern. Dis Alles für die Civilisation! dis Alles für einen regelrechten Schuß nach Kommando, für den europäischen Geschwindschritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt selber das Interesse des Krieges, und wird es bei seinem Regierungssystem immer haben. Der unruhige Soldat, meuterisch im Frieden, zu Abwechselungen unter seinen Befehlshabern gestimmt, voll Haß gegen das fränkische Exercitium, tobt seine Leidenschaft im Kriege am ersten aus; der Krieg beschäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habsucht der Kleinen. Darum hielt sich Mehemed immer in einem fortwährenden, in einem gleichsam eiternden Kriege, welcher nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald

ſich oft bewundernswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche die Wiſſenſchaften einflößten; er zeigte überall das geniale Erſtaunen eines geiſtreichen Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche zufällig dem bisherigen Kreiſe ſeiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte ſich zu den Wiſſenſchaften mit einer liebenswürdigen Schaam, welche er im Namen ſeines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali iſt weit von dieſer Humanität entfernt. Für dieſen Paſcha ſind die Wiſſenſchaften eine Gemäldeſammlung, welche ſich der Glückspilz anſchaffen zu müſſen glaubt, ohne von ihr etwas zu verſtehen.

Er würde vielleicht der Sammlung längſt überdrüſſig geworden ſeyn, wenn ſie ihm nicht zufällig auch Nutzen brächte. Mehemed Ali ſieht ein, daß man ohne Kultur in ſeinen Gewinnſten immer verkürzt wird, und daß es nöthig iſt, um ein uſurpirtes Land zu beſitzen und zu vererben, ſeiner Herrſchaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht halten, ſondern auch von den Eingebornen nicht ſo leicht weggezogen werden können, weil dieſe für die fremden Maſchinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet ſich Aegypten wie eine große Domaine zu. Er verwaltet ſie nach ziemlich türkiſchen

Grundsätzen, durch Erpressungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, welches Alles verschlingt; er ist der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptischen Handels, das große Wechselhaus, das alle Summen des Landesverkehres trassirt. Die bureaukratischen und Centralisationsgrundsätze Europa's, die ordinäre, alte Hefe unsrer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hilfe, und es ist möglich, daß sich Asien nur auf diesem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was sie ihm kostete, seitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer loser werden lassen. Der Halbmond von Konstantinopel ist in der That nur noch ein Viertelmond.

Aber zu bewundern ist es, wie lange der Vicekönig mit seinem Plane zurückgehalten hat: ja selbst jetzt noch, seitdem er der Sieger von Konieh geworden, hat er sich noch nicht für souverain erklärt, und schickt seine gewöhnlichen Geschenke an den Sultan. Es ist schwer, für diese Unentschlossenheit einen rechten Grund aufzufinden; eine religiöse Rücksicht scheint nicht denk-

bar. Vielleicht glaubt Mehemed Ali sich erst in den völligen Besitz Syriens setzen zu müssen, ehe er die Entscheidung gibt. Vielleicht gibt er sie nicht einmal, um noch Größeres vorzubereiten.

Man hat gesagt, in seinem Plane läge der Thron von Konstantinopel selbst, wenigstens für seinen Sohn. Diese Katastrophe wäre merkwürdig, und kann den politischen Witz verführen, hier schon im Voraus seine Kombinationen zu machen. Aber abgesehen davon, daß eine solche Veränderung ohne Rußland nicht geschehen kann, ohne Rußland, welches über Persien den Rücken der Türkei umschleicht, und jede Dynastie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird, läßt sich auch aus der ganzen Physiognomie der ägyptischen Herrschaft, aus dieser besorglichen, zeitvergeudenden Tergiversation Mehemed Ali's, und den zweifelhaften politischen Talenten Ibrahim Pascha's, keine Zukunft dieser Art voraussehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Sesostris war Aegypten niemals ein Sitz der Eroberer, wohl aber solcher Helden, welche von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereignissen, welche es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaktion der alten mu-

soldatischen Militairherrschaft, oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Aussaugesystems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten ist. Wie? wenn die europäische Civilisation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei selbst eine Rolle spielte? Gährungsstoffe sind zahlreich vorhanden, vom religiösen Fanatismus an bis zu dem Elend des Fellahs, der bei den Ueberschwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Frist eines kümmerlichen Lebens etwas Schlamm gehofft hatte. Auch hat sich ein großer Theil des europäischen revolutionairen Geschwürs nach Aegypten hin zertheilt, von den Exerziermeistern und Renegaten an bis auf Vater Enfantin, welcher nicht glauben kann, daß es die Mission des St. Simonismus sei, blos die Landenge von Suez zu durchstechen.

Mehemed Ali fürchtet auch diesen unruhigen Geist, und hat sich den Besuch der Polen weislich verbeten. Das sind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schicksal eine Zukunft zusammensetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeist, spielen schwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillschweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Pascha Alexander machen?

Ja, aus Macedonien sind sie beide; doch hat Ibrahim, wie er jetzt ist, schon seine Feste von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Und er hat Recht; denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeikommissarius wird ein Pascha von Syrien und Aegypten.

Die Napoleoniden.

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren schwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten, und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule sehr ängstlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsre Zeiten, die uns noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Prinzipien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldher-

renstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Friedrichs III. herumrankten. Ein Avanturier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuhe gaben den Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coefficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene kasirten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind entweder kleiner geworden, oder haben selbst für die Ereignisse eine Rolle übernommen. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unsrer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm? Wie schnell wandelten sich die Tha-

ten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unsrer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar, Konradins Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Helden machen? Wer wollte alle die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortläugnen, diese Hindernisse und Folien, welche seine Erscheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs einen Roman, ein breites Familiengemälde?

Aber ich frage darnach nichts; unsre großen histori-

schen Meister, ein Pölitz, ein Adolph Menzel, werden auch mit diesen Dingen leicht umzuspringen und das Ungeheure in ihrer Art zu überwältigen wissen.

Als der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apostel, würde man sagen eine Wolke — den großen Kaiser hinwegnahm, blieb die mannichfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, diese Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena am Magenkrebs auf ewige Zeiten gestorben ist.

Napoleons Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, welche ihnen einst Töchter ins Ehebett gab, und jetzt die Schulden bezahlt, welche sich in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der

sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, welche sie in Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Gränzen angewiesen, und verschleudern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren, als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrod empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deshalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, seine Schwestern liebte er und tanzte sogar mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit seiner Zärtlichkeit, die ihm so schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt, oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anklagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind, oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfahren.

Dies ist eine bekannte Thatsache und soll mich ver-

theidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich immer sehr erhitzt, wenn sie auf Lätitia, die vierundachtzigjährige Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts.

Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Erzeugnisse hinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greise Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren, und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Maaße dessen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verschwindet doch selbst der Schmerz einer Maria vor den Leiden ihres Sohnes, dessen göttliche Vollkommenheit sie überstrahlte: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!"

Lätitia ist keine feudale Fürstin, keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer," sie gebar nicht, um große Erscheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo sie im Vergleich ziemlich glücklich ist; denn ist sie nicht von Enkeln und Kindern umgeben?

Das gute Mütterchen wurde auf den Schauplatz der Welt gebracht, wie in einem Iffländischen Stücke zuletzt die alten Väter und Großväter aus ihren Dachstuben kriechen, um das Glück ihrer Kinder zu theilen, deren Tugend sie im Verlauf eines Theaterabends aus Justizräthen zu Präsidenten machte.

Lätitia würde sich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder und Stiefenkel nicht die Associés der Weltgeschäfte geworden wären, so daß ihr Alles in die handgreiflichste Nähe gerückt wurde. Sie sah keine Hoffnungen sterben, keine Privilegien der Geschichte, keine Berechtigungen, die, wenn sie nicht eintreffen, zuweilen poetisch sind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, sie machten den Schoos vergessen, welchem die Geschichte ein so großes Ereigniß verdankt.

Glaubt Ihr, daß Madame Mère so unglücklich ist? Thorheit! Sie wohnt zu Rom auf der Via San

Romoaldo, ist so alt, daß sie vielleicht hofft, der Tod werde sie übergehen, und lebt doch Luciano noch, den sie lieber hatte als Napolione, Luciano, der sie nicht mit harten Worten kränkte, schreibt doch auch Giuseppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo besucht sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napolione so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral, oder wenigstens ein König werden sollte, und doch artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! dort liegt sie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige enthielt, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Pallast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schlafriglächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte; wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen sey. Hier seufzt Madame Lätitia;

aber der weise Kardinal fährt grausam fort: „Ich hatte den Papst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können; aber wollte er?“

Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener fürchterlich rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kömmt, Fesch?“ Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!“ Wahrhaftig, so sprechen die Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie die einzigen Nebelflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere deshalb selbst. Joseph war sogar außer dem Ehebett erzeugt, und konnte wie Edmund im Lear sich dieses Vorzuges rühmen, welchen die Natur den nicht zwischen Schlaf und Wachen Empfangenen zu gestatten pflegt. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Wil-

gesellte sich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths.

Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu der er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen drohte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Konsul war, gaben seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und machten Geschäfte an der Börse, zu welchen sie die Politik Napoleons als versteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Spekulationen das Mögliche, denn sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld; sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in

Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen Deichen und Poldern, mit einem fürchterlichen Defizit der Kasse, mit Feuersbrünsten, auffliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu sprechen, als Napoleons despotischer Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach; er nannte mit einem seiner klassischen Ausdrücke diese Dinge an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn" und schrieb ihm Einmal über das Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander begatten; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen, und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser weit schwieriger zu deprinzipelisiren ist, als das männliche. Citirt Klüber darüber nichts?

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu versöhnen, und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschließen.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur

die Söhne Mürats, dieses Paris unter den Napoleoniden, gingen über zu die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerika's. Dies bürgerliche Element hat die ganze Familie auseinandergesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt seyn kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages proteſirt. Er kam selbst über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichstädt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers ist, von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe,

was er damals Alles thun mußte, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemandem mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubte er, daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders keck ins Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Machiavells Fürsten studirt er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus, und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quäkerische Stadt Philadelphia gern, und liebt es, von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter, und Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen, und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß soviel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb, und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen

Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte, und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb, und deshalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten, und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oestreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war, und seinen Ehrgeiz wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspekulationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzt er, um seine Verse zu fei-

len, über die Schönheiten Virgils zu träumen, und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten Zwecke studirt, und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maaßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts, und gibt ihm Regeln, als hätte er sie von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleons Eifersucht auf seines Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit desselben zuweilen einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen

Styl, der immer wie um die Ecke hervorschießt, überrascht zu werden.

Der Graf St. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben. Die Holländer!

Er gibt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König habe abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt habe um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Minister wollten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren, und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleons Grausamkeit anklagt, der ihn für solche

Handlungen verrückt nannte, und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als die französischen Exekutionstruppen schon die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? frug er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch gebaute Phrase, er hielt gern Reden, und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner; wie denn immer, wer über das Königthum erst philosophirt, sich zu republikanischen Grundsätzen zuletzt neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben auch diese Täuschung durchschaut, und offen den Humanitätsgrundsätzen, welche sie von ihrem Vater erbten, den

rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngsten italienischen Insurrektion im Lager von Forli starb, der Andere, welcher in der Schweiz lebt, und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll. Was weiß ich!

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden, und es wurde nur ein König aus ihm, der mehr als alle übrigen von seinem Bruder die geheime Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten hatte. Im Besitze mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin-Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amusant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Charakter, er wollte nur Vergnügen, oder wie er selbst sagte: „lustik sein;" sich zu bereichern vergaß er. Dis wæ ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon ver-

meiden lassen, und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit, und verläugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte und so podagristisch werden, er besucht es oft, und einer unsrer Bundesstaaten öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates als Oberlieutenant.

Von Napoleons Schwestern lebt nur noch Madame Karoline, Murats Gemahlin.

Für die Unsterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder ungemein tief, und kleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der Held nicht die Muße hat, ihn selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdische Weissagung, wie einst der alte Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut,

das er durch sein eigenes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borghese, die sein Exil in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichstadt, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte sie der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciocchi hinterlassend, von welchen der eine auf Korsika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitern von hier aus strömenden Descendenzen verschwimmen allmälig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen. Hie und da trifft man Personen, welche einen Tropfen vom Napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese dritten und vierten Glieder der großen Generation oft im Theater, und staunt an die Physiognomien, welche noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtige zermalmende Kinn, die untersetzte Statur

mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf, und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder, und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat. Zu der Oper hat aber das Parterre dann noch einmal so viel Lust; denn man fühlt, daß ein Stück Weltgeschichte in der Nähe athmet.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem

militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen, und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg auf Andere übertrug, und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dis weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor der Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannichfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik Aussicht auf Avancement erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug einige Zeit hindurch die brasilische, eine andere ist Erbin des schwedischen, und eine dritte Erbin

des hechingischen Thrones, während jener glückliche Bruder, ausgerüstet mit dem Schwerte Don Pedro's, vielleicht bald auf dem Wege ist, die Braut des Ozeans heimzuführen, und ein langes Gedicht durch einen Akt des Gesetzes zu schließen. Die Eifersucht Louis Philipps im Namen eines seiner Söhne, noch weiß er selbst nicht, welches? verfolgt ihn; doch Liebe hilft aus Todesnetzen. Hier ist mehr als Politik; hier ist ein Roman.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.

Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind zerrissen; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern sein, welchen sie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich; aber die, welche die Despotie zerstückeln, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das

ganze unermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Aber eine Huldigung des Weltgeistes ist es, die die Geschichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken schmerzlich zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und wurmstichige Früchte trug?

Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des Größten unsrer Tage ohne Flecken bliebe, und die Geschichte um einen Helden trauern kann, der ohne Nachahmung starb.

Der Vorhang dieses Dramas ist auf Ewig gefallen; nur Gebete sollt Ihr flüstern unter Longwoods Thränenweiden!

Wellington.

Man kann zweifelhaft sein, ob die Hauptrolle bei der gegenwärtigen englischen Krisis mehr von einem Manne oder einem Systeme gespielt wird.

Es scheint fast als habe der König, in dem noch immer hie und da der leidenschaftliche Seemann durchblizt, nichts Anderes in seine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff, Albion, Kapitän William bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräsentant desselben? Ein Ministerium ohne Einheit, ohne Zusammenhang, eine Improvisation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung so wenig vertrauten, daß sie von einander losließen, und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der sie voraussahen, daß die nächste Zukunft ihr eine Entscheidung abverlangen würde; ein Ministerium,

dessen Handlungen nur Entschuldigungen zu sein schienen, ein Ministerium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte sich Brougham identifizirt, ein rothes, aufgeblasenes Antlitz, die Augen hervorquellend, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, fast lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, welches sein Ministerium mit schnöden mephistopheliſchen Gesten begleitete, Brougham, in der That ein Charlatan und sein eigener Spaßmacher geworden.

Oben auf den Mast hatte sich ein verwegener Demagog der Salons, Lord Durham, hinaufgeschwungen. Anständiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, aber gespornt vom Ehrgeiz, und eifersüchtig auf die Koterien der Hauptstadt, signalisirte er die Zukunft, schloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung, und kokettirte von seiner Höhe herab mit den patriotischen Gesundheitstrinkern, welche ihm mit vollen Gläsern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte Cobbett von Kartoffeln, von irländischen Ferkeln, von Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Din-

gen, welche man erräth, auch ohne ein „Marshal" zu sein.

Der König hat in diesem Lärm die Besinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer schmollenden Königin, sondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands gestellt hat. Die Noth des Augenblicks muß dem Könige so groß geschienen haben, daß er seine Zuflucht verdoppelte, und zu Wellingtons Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtsamkeit Peel's fügte. Er wollte kein System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Partei vergessen.

Dis ist das Unglück. Wellington und Peel kommen nicht allein; sie selber können die Partei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde und ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo für mich etwas Tiefschmerzliches liegt. Wie? dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbeern, welche

er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europa's entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt nichts auf ein vergeßliches Volk? Es tritt Präcedentien in den Koth, welche damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Es legt den Maßstab einer blinden Parteiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm und Unvergeßlichkeit ausgestattet ist; es mißt mit seinen oft nur zu illusorischen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Ernst eines Schlachtfeldes und eine gar fest und bestimmt in der Geschichte angeschriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Pallaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorbeikam, mußte, bis war der despotische Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grüßen, dieselben Fenster, welche nicht zwei Decennien später mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des steinwerfenden Publikums zurückzuhalten. Ein so bald ver-

jähter Ruhm! Eine Grausamkeit, welche einen tiefen Blick in unsere Zeit werfen läßt!

Und doch ist in diesem Falle nicht Alles Egoismus oder das erhabene Interesse der Völkerfreiheit; es ist möglich, daß bei der Gleichgültigkeit gegen den Herzog von Wellington einige andere Triebfedern mit unterlaufen, welche nicht in der Zeit, oder in der Person, sondern in seinem Ruhme selbst liegen. Es ist möglich, daß der Herzog von Wellington in der That kein so großer Mann ist, als sieben Feldmarschallstäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen. Wäre dem so, so verriethen die rücksichtslosen Anklagen des englischen Volkes einen feinen Instinkt oder eine sehr unterrichtete Kenntniß ihres großen verhaßten Helden. Wir wollen sehen, ob sich hierüber eine feste Meinung fassen läßt.

Es gibt eine Anlage zum Ruhm, welche zwar mit uns geboren wird, aber nicht in unsern Talenten liegt; ein Privilegium der Unsterblichkeit, welches ungleich vertheilt, und keineswegs hoffnungsvolle Jugend, blitzendes Auge, ein kraniologisches Symptom ist, sondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, welche den größten Schwachkopf in hohen Regionen geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich

im Kriege; denn im Frieden gibt es keine Soldaten, sondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, welche er nur auszufüllen braucht, während das größte Genie vergessen wird, da es kein Terrain hatte. Alle historische Größe besteht darin, daß man mit imposanten Unterlagen oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, welche so groß sind, wie Völker, Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden, Divisionen, tiefer, wohl nicht. Solche Rechenexempel sind oft leichter zu lösen, als die Aufgaben, z. B. des Schneiders, der bei einem Frack auch die Theile in der Hand hat, und wenn er das geistige Band, die Mode, so schön mit ihnen zusammenschmilzt, wie kein General seine einzelnen Positionen, doch nie so viel Unsterblichkeit damit einernten wird, als dieser General. Darum drehet sich Alles, was den Ruhm betrifft. Diese Logik mit imposanten Begriffen gehört dazu, um die Aufmerksamkeit zu erregen, das heißt, oft nichts, als Geburt, Gunst, Zufall, Anciennetät. Dis wissen die Völker, und sind seither so kalt geworden gegen die Größen, welche ihre Situation patentirte; sie wollen nur die noch verehren, welche sich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigne Welten schaffen.

Dis ist der Grund, warum Wellington so unendlich klein gegen Napoleon, mit dem er rivalisirte, erschien: er hatte sich die Begriffe, mit denen er rechnete, diese Unterlagen seines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht selber gegeben, sondern sie waren ein anvertrautes Gut, eine Maschine, die in seinen Händen die Operationen machte, worauf sie abgepaßt und zusammengesetzt war. Das Gewinnen von Schlachten sei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, und seinen mathematischen Kursus machte, glauben die Engländer, wenn sie über die großen Siege ihres Herzogs spotten und über seinen Ruhm die Nase rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, mit welchem sich Wellington in die Jahrbücher der Geschichte schrieb, so scheint auch hier auf den ersten Blick Alles dazu zu dienen, seinen Ruhm zu vermehren.

Wer hätte eine große Meinung von der englischen Armee?

Der Krieg ist in Großbritannien außer dem Gesetze, außer der Verfassung. Das Militair, als ein Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, welcher auf dem Kontinent die Truppen bevorzugt; das Militair ist in England nicht ein-

mal im Stande, eine ſociale Stellung zu behaupten. Zu dieſem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Kantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kömmt ein Heer zahlloſer Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das brittiſche Heer reformirte, nicht vollkommen haben abſtellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfaſſung, welche ſeit Napoleons Auftreten die Truppen des Kontinents ganz neu ſchuf, hat England nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Kontinent an allen ſeinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte, und gerüſtet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte, und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, welche Napoleon unter ſeinen und den gegenüberſtehenden Heeren beſchleunigt hat.

Die engliſche Armee ſtand, als Wellington anfing, mit ihr ſeine Wunder zu verrichten, noch auf dem Standpunkte der preußiſchen Truppen, welche vor Napoleon für die klaſſiſche Armee Europa's gehalten wurde; ja ſelbſt im gegenwärtigen Augenblicke, wo Wellington mit ſeinem Spielzeuge, das ihm faſt allein angehört, das Mögliche angeſtellt und ſeine verfaulten

Flecken reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, welches einen wunderlichen Eindruck macht.

Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt in Dingen, welche sich nicht ausrotten lassen, in der englischen Verfassung, die das Heer nicht beschützt, in der Stimmung der Nation, die es nicht achtet, im Charakter des Landes, dessen Beschaffenheit kriegerische Evolutionen und Vorstudien nicht begünstigt, und endlich im Wesen der Engländer und Soldaten selbst, das sich nicht tilgen läßt.

Die englische Armee hat weder den Instinkt der Ehre noch Gemeingeist; wenn sie stolz ist, so ist sie es auf Old-England, auf den Porter und die Beefsteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, welche zu Hause sind. Die Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verschlossen ist; der esprit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe sich niemals gesehen hat, sondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt ist. Noch nie haben sich so viel Engländer zusammenbefunden, als unter Wellington auf der pyrenäischen Halbinsel: der Kontinent kannte sie

bisher nur als Hilfsdetachements und Bundesgenossen.

Die Infanterie ist stark, aber schwerfällig; die Kavallerie schön, so schön, daß die Franzosen sie mit dem romantischen Namen Lindors bezeichneten, aber sie greift an, wie im Wettrennen, sie hält nicht Linie; sie hat außerdem keine schwere Kavallerie, und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein fürchterlicher Mangel ist; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man sie nicht zu verwenden, höchstens zu Batterien, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunst, keine Fortifikation, kein Genie, weil sie im Lande keine Festungen haben.

Wenn man Alles dis in Anschlag bringt, so scheint es, als sei von der großen Meisterschaft des Herzogs von Wellington niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft.

Diese liegen alle in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Dis ist nicht Servilität, wie bei den Russen, nicht Muth, wie bei den Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Korporalstock, die empörende

Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht, und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populair genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber gar nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften kostbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar überall sein, aber auch an hundert Orten geschlagen werden, eine Chance, in die

der Engländer seltener kam, weil er fest zusammenhielt, sich schwerfällig bewegte und den Angriff immer so einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung gleicht. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers sind zwei Waffen, welche ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen; dis waren in Spanien zwei Waffen, auf welche sich die Franzosen, gewöhnt an die tumultuarische Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs scheiterten an diesen Granitkolonnen, welche ein Feldherr nur aufzustellen brauchte, um sein Geschäft abzuthun.

Wellington besitzt selbst diese lächelnde Kaltblütigkeit im höchsten Grade, welche ihm öfter siegen half, als sein Genie. Er stellte seine Truppen, und war gewiß, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen, da die Entscheidung fast immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres ersten Entwurfes in der Schlacht selbst wieder gut machen wollen: die eiserne Konsequenz des größten Fehlers bringt selbst den gewandten Gegner aus der Fassung.

Wellington siegte überall dadurch, daß seine Landsleute zu stehen und zu feuern verstanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der

That wußte Wellington niemals seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit; sich zu sammeln, sich aufs Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glücke nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, wie häufig er das wiederholte, was einmal gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vorsprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man das Glück dieses Mannes hochpreisen, das ihm von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr, dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12 bis 18,000 Mann, die von Kontinentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheure Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen? Eine allgemeine nationale Ver-

zweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern toryistischen Cid Campeador materielle Hilfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn ohne Comfort und reichliches Auskommen giebt es keine englische Armee. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleons unsterbliche Kolonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer getödtet haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommne Portionen, kurz ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old-Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellingtons Ruhm abhing. Er wußte dies, und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, und die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika gemacht waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen Napoleon war so außerordentlich, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, verschanzte

sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch, und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, welche jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn des Pistols zu spannen, kommandirte, und ließ die Thiere vor die Stirn schießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, dis ist, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzoge Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben, und sprechen geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück hatte, in der seit Menschengedenken entscheidendsten Schlacht bei Waterloo über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu kommandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Dembinski in ihm sehen wollten; denn es handelte sich um einen Rückzug.

Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, welcher Generalgouverneur von Indien war, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half

Tippo Saib, einen Fürsten, der in seinem Hasse gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagern, und zeichnete sich bei der Erstürmung derselben im Kommando indischer Hilfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbeern an: Wellington leitete zum erstenmale eine Schlacht, die so originell geliefert wurde, daß seine Truppen über die Feinde, die sich todt stellten, weggingen, und im Augenblicke der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei diesen blieb die erste Rolle für Wellington, der sein diplomatisches Talent gegen die Maratten zuerst ausbildete. Bathritter, beschenkt mit einer goldenen Vase und einem Diamanten-besetzten Ehrensäbel verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwandt, und erhielt jetzt endlich ein Kommando in der portugiesischen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derselben, und von diesem Augenblicke an begann er seine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig seyn, was die Schicksale der Welt bestim-

men sollte: wenn man ihn zu Allem zog, so wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Kongresse nahmen ihren Anfang, jene chirurgischen Versuche, die Glieder des europäischen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte überall seine Stimme zuerst geben, und man kann nicht läugnen, daß er sich dieser Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitischen Aufwallung handelten, und von einer gewissen allgemeinen und gegenseitigen Großmuth geleitet wurden, besann sich der Egoismus der englischen Politik zuerst von den poetischen Illusionen der heiligen Allianz, und verfolgte sein eignes insularisches Interesse, das nicht verschieden ausgefallen sein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution wesentlich beschränkt hätte. Man kennt die Protestationen der Castlereaghschen Politik, Widersprüche, die man von dieser Seite nicht erwartete; aber es geht in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande seyn soll, eine imposante auswärtige Politik aufzustellen. Dieser Widerspruch gab zu Mißverhältnissen Anlaß, in welche

ungen zu erfüllen. Die Heiligkeit seiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen ist schreckhaft, er wurde wider Willen der Emanzipator Irlands.

Was später folgte, ist uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. sich beugen sehen, als er das Reichssiegel zurückgab, haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widersprüche im Oberhause und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesstoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Versuche in die Breschen des Whigismus einzusteigen, und jetzt einen Sieg, welchen wir für unmöglich hielten.

Was folgen wird, liegt im Schooße der nächsten Zukunft und der nächsten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem englischen Volke! Denn was ist der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortschritts? als ein Signalruf für die zerstreuten Parteien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht einig werden können? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienst leisten, als wenn man es bekämpft. Die Reaktion hält die Krisis auf; aber sie macht sie reifer. Das englische Volk ist gerüstet — ein Jeder steht auf seinem Posten — wir werden sehen.

Daniel O'Connell.

Das grüne Erin, dreifach geſchützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen, und im Innern durch ungebahnte Gebirgsſtraßen, war bekanntlich nicht zu allen Zeiten eine Zugabe, welche England ins Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelms III. gehorchte es ſeinen eignen Clans, und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigſtens illuſoriſch und formell das beſaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verſchaffen würde. Irland war mit ſeiner Unruhe, ſeinen barokken Einfällen, mit ſeiner glühenden katholiſchen Andacht immer bereit, die engliſche Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freiſtatt religiöſer und politiſcher Emiſſaire, welche Frankreich oder Spanien ſandte, und die den Adel und Pad mit ſeinem Iriſh Bull immer leichtſinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Ge-

rüchtes, für eine leise und improvisirte Demonstration ins Feuer zu gehen. Wie oft sich auch die Irländer getäuscht sahen, und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hilfe kommen sollten, von den Bergen vergebens erwarteten, so gaben sie sich doch dem nächsten Priester mit fremdländischer Aussprache leichtsinnig wieder hin, und hofften, der heilige Patrik werde ihnen endlich auf einer Armada den katholischen Himmel, von welchem sie sich ganz ausgeschlossen fühlen, zuführen, und Alles ins Gleis bringen, was sie dann ohne Plan, tumultuarisch, auf eigne blutige Rechnung begannen.

Die Erschlagenen heischten Vergeltung und die Rache gesellte sich zum Fanatismus. Das religiöse Kolorit des Widerstandes verlor sich in den Hintergrund, und die französische Revolution fand Irland reif zur Ansprache politischer Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nicht mehr aus Loretto und Compostella, sondern die Emigration, die französischen Lilien, welche Irland so geliebt hatte, daß es französisch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten sich nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf seiner Küste, zogen ein Lager zusammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechselt.

Aber die heterogenen Elemente einten sich nicht, die ganze Unternehmung scheiterte, und die Folge war für Irland die demüthigendste; denn es verlor den Schatten seiner eigenen Repräsentation, und mußte gleichsam Allen das entgelten, was England sich ärgerte, nicht über seine amerikanischen Verluste verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die irischen Parlamente auf, deren protestantische Trümmer in das Unterhaus versetzt wurden. Die katholischen Vertreter von mehr als sechs Millionen wurden zurückgewiesen, da sie ja an der Schwelle des englischen Parlaments den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten konnten.

Aus diesem Gewaltstreiche Pitts und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationelle Vorurtheile, Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz.

Dis hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst

fruchtbaren Bodens nährt, bis breite Elend, das mit dem Leben wegen einer schmalen Rinde Brodes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderstehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen, die ringende Existenz würde vielleicht zuletzt auftreten, um den englischen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menschen das Thierische ist, wird durch eine geheime Schaam verborgen gehalten, bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Gestell, worin wir uns thierisch alle gleich sehen, zu bedecken. Aber zur Empörung treibt es, wenn dem glänzenden genährten Leibe eine ideelle Entschuldigung gegeben wird.

Der irische Bauer erträgt den Reichthum neben sich und vermißt in der Lehmhütte, neben seinem einzigen Besitzthum, einem Ferkel und einem Maaß Kartoffeln für den nächsten Tag, nichts von dem Glanze, über den sein Vetter und Sohn, der in London Schuhe putzt, oder die Bettlerkunst mit witzigen Impromptus treibt, in ein schüchternes und uneigennütziges Erstaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich ist die rechtliche Beschönigung des Elends, dem Gedächtnisse steht die ganze Vergangenheit offen und sättigt es mit englischem Hasse.

Die Zehntenfrage schlägt in das Gebiet der Reli-

gion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offne Wunde, welche niemals heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, welcher seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen, und am Glanze der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden: die Kultur der kleinen Distrikte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit der Grausamkeit zweier Exekutoren, eines civilen und eines kirchlichen, welche zur Verzweiflung treibt, und die Brüderschaft der Weißbuben organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurück ge-

schlagen von den Rothröcken, sich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zusammen findet.

Diese sogenannte prädiale Agitation ist es, vor welcher die politische, der Demagogismus in gesetzlichen Formen, immer so emphatisch zu warnen pflegt, und welche doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenosse des letztern ist. Wenn auch die politische Agitation immer die Gesetze im Munde führt, so würde sie doch bei Weitem nicht das imposante Ansehen haben, wenn ihre Demonstrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Excessen unterstützt würden. Ihre Verwahrungen sind nur formell und unvorgreiflich: die politische Agitation, welche wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln sehen, ist nichts als der gesetzmäßige Ausdruck dieser halben Insurrektion, der unantastbare Sekundant der Flintenschüsse, welche nächtlich in die Pfarrein und Pachthöfe fallen, der gesicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erste Sprecher aber und Parlamentair dieses gesetzmäßigen Demagogismus ist das irische Omega: Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigne oder benutzte Leidenschaften in der Geschichte hervorgerufen worden sind, vertraut ist, weiß, daß für die Dema-

gogie eine Menge von Regeln vorhanden sind, welche systematisch zu ordnen keine müßige Erfindung ist. Das Betragen der Pisistratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius steht auf der einen Seite, und wird auf der andern von Cleon, von den Graechen, Catilina, von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier ist nichts ohne Plan und Methode, hier ist nicht Alles bloße Willkühr und hingestellte Absicht, sondern die Demagogie hat so gut ihre Macchiavellismen, wie die Autorität, welche sich erhalten will.

O'Connell hat die Geschichte mit dieser Rücksicht studirt, kann aber zu dem überlieferten Systeme so viel Neues geben, daß wir einsehen, eine Agitation, wie die seinige, ist noch nicht vorhanden gewesen. Das Neue liegt bei ihm in seiner wunderbaren Stellung, in dieser kron- und scepterlosen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrschaft über Millionen, in diesem Vertrauen eines ganzen Volkes, das seinen Günstling und Fürsprecher sogar auf eine Civilliste setzt, welche ihm den Schein eines angestammten Herrschers gibt.

O'Connell ist den alten Demagogen schon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung seines persönlichen Ehrgeizes doch nicht darauf denken kann, für sich ein positives Resultat, irgend eine Würde oder erbli-

ches Ansehen, kurz mehr zu erobern, als für sein Vaterland die unbestrittene Möglichkeit, sich bequem und mit Vorsorge für das allgemeine Wohl und die Verkürzung des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck seiner Agitation kann niemals die Devise Dan I. gewesen seyn, eine humoristische Schilderhebung, welche auf die Rechnung des Irish Bull kömmt; sondern das Ganze ist, die genannte Zukunft sowohl zu befestigen, als zu beschleunigen.

O'Connell sieht ein, daß sein ganzes System auf drei Grundsätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde immer in eiterndem Zustande zu erhalten, auf den Schein der Gesetzmäßigkeit und auf die Sicherung seiner Person.

Irland weiß, daß es seine Konzessionen nur erzwingen kann, und daß das Drohende in der Masse liegt; daher O'Connells nie ermüdende Aufforderung Vereine zu bilden, und durch Symbole das auszudrücken, was nur durch die Versöhnlichkeit noch in seinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Gesetze zu thun, und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch seine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englichen Macbeths gleichsam durch eine Un-

möglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunsinan herankäme, und behauptet, nur die würden sie besiegen, welche nicht geboren sind vom Mutterleibe, und doch steckt hinter diesen Prophezeiungen eine delphische Schlauheit.

O'Connells Gesetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo sie nahe an Satyre streift. So organisirte er z. B. kurz vor der Emanzipation das katholische Irland in der Absicht, die Aufregung ins Höchste zu steigern; doch drückten seine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem, was er wollte, so daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundschaftlicher klingen konnten.

„Alle katholischen Irländer, sagte er, alle die, welche eine moralische, politische und religiöse Reform wollen, mögen sich — in Haufen von hundert und zwanzig Personen vereinigen. Diese hundert und zwanzig Personen mögen dann unter sich einen Anführer unter dem Namen Friedensstifter wählen, der seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt, und wenigstens einmal des Monats zur Beichte geht."

Der Kontrast dieser Bestimmung mit dem, was sie eigentlich sagen soll, gibt ihr eine lächerliche Wirkung; aber sie bezeichnet vollkommen O'Connells Sy-

stem, der den Einfluß der Gesetzmäßigkeit auf die Masse kennt, und davon überzeugt ist, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbst seinen Egoismus hat O'Connell verstanden an das Interesse der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade so viel Werth auf seine Nothwendigkeit für die irische Sache, als zugleich hinreichend ist, seine eigne Person in Sicherheit zu bringen. Während sein Mund mit dem Stachel eines feinen und spitzen Accents nicht müde wird zu verwunden, und er mit schonungsloser Härte jenseits in Irland das wieder erzählt, was er an Personen und Vorgegnissen in London erfahren hat, so gibt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme zu, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist; zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus:

„Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahr 1812; die Kugel ging ihm mitten durchs Herz, und seitdem hab' ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!"

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem feinen scheinheiligen Spiele, hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede, und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dis eine für den Demagogen unerläßliche Maaßregel ist; denn wo sollten seine Invektiven hinaus; wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, der ihn insultirte, stehen müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei fortwährend sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kömmt auch nicht einmal als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es ganz seine Richtigkeit, und Jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, welche ihm von seiner ersten Erziehung geblieben sind.

Denn obwohl Advokat seinem Gewerbe nach, so kam doch die Perücke dieses Amtes auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, in dem französischen Seminar zu St. Omer er-

zogen. Der große Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, ohne welche man schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm gewiß bei der Lektüre des Traktats de Civitate Dei die politischen Folgerungen noch ganz fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, und kann deshalb auch nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und sie mit dem Schwerte des Advokaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen gibt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot, und hilft ihm, die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus.

Die Parole, welche ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell!

Man sollte es nicht glauben, wenn man die parteiischen und doch wieder so indifferenten Berichte der Zeitungen hört, welche Alles herunterziehen in Alltäglichkeit und Zweifel, daß O'Connells Name Wunder wirkt; ja der Fluch der Politik, daß man immer draußen seyn muß auf dem lärmenden Markt, und sich immer preisgeben an die tägliche Neugier des Speculanten oder Kannengießers, zieht auch eine solche Erscheinung, wie die O'Connells, in die spöttische Beurtheilung herab, und hat uns längst erkältet in der Würdigung dieses Mannes, der uns zu viel im Vorgrunde steht, der sich überall präsentirt.

Allein man abstrahire einmal von der Journalistik, von den Intriguen der Londoner Kabinetszusammensetzungen, von der Taktik im Unterhause, und gehe nur zurück auf Irland, so sieht man, wie O'Connell den Schmutz des englischen politischen Lebens vom Leibe schüttelt, sich ganz auf die Hingebung seiner großen Aufgabe isolirt, und mit einem glühenden, andächtigen und unglücklichen Volke zusammenschmilzt, das ihn anbetet, dessen Sprache er redet, und in dessen Anschauungen er lebt.

O'Connell soll aus seinem katholischen Glauben sich keinen deistischen Hausbedarf herausgenommen haben; wie denn seine ganze Opposition keine Prinzipientendenz, sondern eine historische Nothwendigkeit ist, zu deren Organ ihn der Zufall oder das Geschick machte. Wenn sich O'Connell ganz an die natürliche Empfindung seines Volkes hingibt, so ist weder von einem Jakobiner noch von einem Jesuiten ein Schein vorhanden; er reduzirt sich dann selbst auf eine hinreißende Einfachheit, welche ihm im Parlament, im Gewühle von tausend gemachten, gelogenen und künstlichen Dingen schon die glänzendsten Triumphe verschafft hat, und wovon man erst jüngst wieder eine Probe hatte, als er über die Füsilirten von Rathcormac so wahre und wehmüthige Worte sprach.

Dis ist der Rest, der O'Connell vom Priester geblieben ist; ein Schlüssel, der ihm die Herzen seines Volkes öffnet: nicht pfäffischer Trug, sondern ächte Salbung und geistliche Versöhnung.

Bei der Emanzipation Irlands lag das Historische weniger in dem Resultat.

Denn den Völkern ist es beim Stande der gegenwärtigen Aufklärung keine Ueberraschung mehr, wenn

die Unterschiede des Glaubensbekenntnisses politischen Rechten keine Schranken geben sollen.

Nur die Thatsache des Siegs war überwältigend, weil die Inkonsequenz der verweigernden Partei reich seyn mußte an Folgerungen, welche der Hoffnung auf die Zukunft und der Macht der andern Partei zu Gute kamen. Die Nation sah, daß das große Wort des Torysmus der Stimme des Volks gegenüber verstummen mußte, daß die Stimme der Parteien sich nach den Zeichen des Wendekreises richtet, in welche sie gerade tritt; daß es etwas Unwandelbares gibt über dem Lager der Eifersucht, welches sich Weg bahnt, auch ohne den Anrufenden die Parole des Tages zu sagen.

In der That glauben wir an eine tiefe Macht der Geschichte, welche verborgen ist, maulwurfsartig, wie der Geist im Hamlet, eine heimliche Kraft, welche sich selbst erzeugt und an das Werdende, an die Partei, an die Unversöhnlichkeit immer in der Form des Unerläßlichen spricht, und die Nothwendigkeit der Konzessionen mehr herausstellt als ein gezogenes Schwert oder auflodernde Brandstiftung.

Dis verhüllte Gesetz der Völkerschicksale kann einen Augenblick hindurch einmal der Bundesgenosse irgend

eines Feldgeschrei's seyn; doch ist es so göttlicher Natur und rein von den sich drängenden Leidenschaften, daß es selten auf der Seite des Siegers steht, des Siegers, welcher befestigen will, was er eroberte, der von dem Weltgeiste schon längst wieder verworfen ist und Raum machen muß, wäre es auch vor dem Systeme des Widerstandes; vor einem Systeme, das der verborgenen Macht unterster Handlanger ist, weil es die himmlische, die ideelle Negation, die Negation des Fortschrittes repräsentirt in ihrer äußerlichen Art, als irdische Negation, als Negation der Leidenschaft, der Thorheit und der Unverbesserlichkeit.

So strauchelte auch der Torysmus nicht an der Uebermacht seiner Gegner, sondern an dem, was unerläßlich geworden war. Die zwischen Wellington und Winchelsea gewechselten Pistolenschüsse waren das ironische Lächeln des verborgenen Geistes, welcher auf die Männer der Geschichte drückt wie ein Alp.

Die Emanzipation der Katholiken ist eine Garantie, daß die Geschichte nicht mehr gemacht wird durch eiserne Charaktere, welche sich wechselsweise vernichten und die Herolde der Revolutionen sind, sondern durch Girouetten, die durch ihre Gegenwart ihre Vergangenheit Lügen strafen, durch Fahnen, welche für ihre De-

vise zum Tode geschworen hatten und von einem Winde gedreht werden, von dem man nicht weiß, von wannen er kömmt und wohin er fährt.

Parteien sind nur die Werkzeuge der organischen Natur der Geschichte, welche von innen heraus die Völker beglückt, frei macht, der Wahrheit den Sieg gibt und in England auch die Emanzipation und die Reform schützen wird.

Die Theologie bestreitet vielleicht, daß das Paradies am gesichertsten ist, wenn man die gefallenen Engel zwingt, sich mit flammenden Schwertern zu seinem Schutze zu stellen.

Ueberhaupt welche Rolle spielt die Theologie in den Stürmen unsers modernen Lebens! In England und Irland sieht man eine Geistlichkeit, welche des Erlösers Spruch längst vergessen, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Diese Kirche hat die Versuchung in der Wüste nicht überstanden: das Füllen der Eselin und die Thränen von Gethsemane kennt sie nicht. Mit rauschenden Gewändern wallt sie durch die Säle der Herodes, und findet einen Triumph der Religion darin, mit den Gastmählern der Landpfleger zu wetteifern. Das bischöfliche Pallium ist über weltliche Kleider gezogen, und in den politischen Fundamenten des Got-

tesdienstes das Heilige der Konsequenz der Heiligkeit so sehr vergessen, daß sich der Protestantismus nicht schämt von einer Gemeinde bezahlt zu werden, welche ihn verkezzert, und für das Abendmahl einen Wein vom Katholizismus zu nehmen, der im Genusse desselben Heidenthum sieht. Denn es kümmert freilich keinen Kaufmann, einen verfluchten Heller in seiner Kasse zu haben; doch sollte der Priester heilig achten das Nehmen und das Geben, beides nach dem guten Willen. Hier ist die Religion keine Trösterin mehr und die unsichtbare Pforte der Ewigkeit, sondern eine Kommandite jener Wechselhäuser, die Christus aus dem Tempel trieb.

Und wer hätte nöthiger für sein Allerheiligstes zu sorgen, als die Kirche? Wer setzt sich hin als das Unterpfand, daß sich das Christenthum in seiner welthistorischen Stellung erhält? Wer kann die Zeichen deuten, welche heraufziehen an dem Horizonte der Gemüther und von dem Evangelium Merkmale verlangen werden, welche einst da waren (denn das Evangelium war für die Ewigkeit) und welche verloren gegangen sind, während die Jünger schliefen?

Unsre Zeit, vor einer überstarken, vereinzelten und inquisitorischen Alleinherrschaft der Kirche durch die

Vernunft gesichert, will das Heilige vom Weltlichen trennen, damit das Eine nicht in des Andern Sturz hineingezogen werde. Die Trennung von Kirche und Staat ist wahrlich eine Forderung, die nicht von der Feindschaft ausgeht. Die englische Hochkirche hat einen Kampf zu bestehen, der damit enden wird, daß ihre Heiligthümer in den Koth geworfen werden. Man wird die göttliche Offenbarung mit rohen Händen betasten, und den Himmel wie die Götzen behandeln, welche der Muselmann unter dem Sattel eines erlegten afrikanischen Heiden findet.

Wer das Christenthum liebt, ja selbst der, der es mehr als weltgeschichtliche Evolution betrachtet, oder es als eine zärtliche, sagenreiche Mutter, von welcher euer Geist die erste Nahrung sog, mit kindlicher Theilnahme anschaut, sieht mit Schmerz diese Gewitter heraufziehen, welche damit enden werden, daß das Himmlische sich wieder zurückziehen muß in die Schlupfwinkel der Berge, in dunkle Verstecke, aus welchen das Wild des Waldes stutzig auffährt, in eine Einsamkeit, die nicht eher aufhören wird, ehe sich die Plünderung nicht legte und die Entwürdigungen der Ewigkeit von der rohesten Nemesis zerrissen sind.

Betet, daß dieser Kelch vorübergehe!

Man kann sich von diesen Gedanken nicht losmachen, wenn man jenes Gemisch des Heiligen und Weltlichen sieht, welches in England die Tagesordnung ausmacht.

Wir glauben nicht, daß sich O'Connell seine große Aufgabe durch solche Betrachtungen trüben wird. Er sieht eine Wirklichkeit vor sich, welche mächtig genug ist, ihn an den Augenblick zu fesseln, und seine Thätigkeit in einzelne kleine Theile zu zerstückeln. Die ewige Wiederaufnehmen einer und derselben Frage, diese Wiederholungen von Dingen, welchen man erst Glauben schenkt, wenn sie zum Gemeinspruch geworden sind, die Geizen mit dem Verschwenderischsten, das uns zufließt, mit der Zeit, hätte Jeden Andern bis zum Tod ermüdet.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot, und nothwendige Rückschritte nach sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten gibt,

die wie geladenes Feuergewehr drohen, und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind!

Man sprach auch schon oft davon, daß O'Connel dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europa's gegen Amerika hin, in den Schoß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karawanen besucht, und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advokaten-Priester, der ein patriarchalisches Ansehen unter ihnen genießt.

Doch die Schürzung des Knotens, die immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, auf die Präsidentenstühle der politischen Gelage, auf den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich dann in die Intriguen der Parteien, die seine Stimme erobern möchten, und durch Ehrenbezeugungen einen Naturmenschen in Verlegenheit setzen. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen

hatte, er soll es zuweilen vergessen, da einzufallen, wo man seiner bedarf, er soll bald die Radikalen compromittiren, welche ihm ihre taktischen Angriffe, bald die Minister, welche ihm ihre Geheimnisse anvertrauten.

Das Ministerium Grey, so denkwürdig mehr durch seine Nothwendigkeit als durch seine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtsamkeit zu Grunde, da er in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelassen hat.

Diese Unbehaglichkeit einer unheimischen Stellung ist der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhause gelangt, in irischen Angelegenheiten ausgenommen, wo er der Kern eines langen Schweifes ist, der ihm treu bleibt, weil er sich zuletzt in die Nebel enger Verschwägerung und Blutfreundschaft verliert. O'Connells Züge klären sich auf, wenn sich das Ende der Session nähert; dann sieht man ihn schneller durch die Straßen Londons schreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenschirm wie ein Feldwanderer über die Achsel gelegt, oder damit gegen die Luft fechtend, ein irisches Volkslied summend und begrüßt von seinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtet die Heimath nicht, ob er gleich schon

oft ihr versprochen hat, sie in sechs Monaten zu dem glücklichsten Lande der Erde zu machen, und im Parlament die kleinste Beschwerde aufzuheben, die den Kleinsten drückt. Die Völker tragen nichts nach: sie tragen O'Connell nicht nach, daß er einst vor Georg IV. kniete, weil er versichert, daß er sich jetzt dessen schäme: sie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er erst stimmte, und deren Erneuerung er später zuzulassen versprach; denn sie wissen, daß er es auf Rechnung größerer Zugeständnisse that, zu welchen sich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht ist gegen den guten Willen nachsichtiger, als das Volk, das sich in seiner Gesammtheit zu stark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt diese sanfte und linde Moral der Völker, und ordnet sich deßhalb der Laune seiner Nation gänzlich unter. Man höre, wie er zitternd einlenkte, als seine neuliche Erklärung über den Zehnten auf einen Augenblick seine Zuhörer staunen machte! Wer sich in die Seele großer Männer zu versetzen weiß, wird eine Thräne über jenes ungerechte Oh! nicht haben zurückhalten können; denn wenn es schmerzlich ist, die Treue verkannt zu sehen, so ist es noch schmerzlicher, wenn die Treue den Schein der Dienstbarkeit

oder der Entäußerung eines gigantischen Willens annehmen muß. Aber Reibungen dieser Art vergehen wie die Laune einer Geliebten.

O'Connell erreicht jetzt sein sechzigstes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, dessen Sklave zu sein er sich überwinden konnte. Die Magnete von Millionen Herzen werden einst seinen Sarg sichtbar schwebend erhalten, wie den des Propheten in der heiligen Mekka.

Doctor Francia.

Am glänzendſten entfaltete ſich die Macht des Chriſtenthums, wo es nicht zu dem Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäiſchen Monarchien ſeine Zuflucht nahm, ſondern zu ſeiner eignen Naivetät und den Nürnberger Spielſachen, durch welche es verbreitet worden iſt unter den Indianern der neuen Welt.

Die Miſſionarien aller Konfeſſionen gingen auf den Urſprung der Lehre zurück, auf Jeſus, den Sohn eines Zimmermanns, auf die Fiſcher, auf die Zöllner, denen die Gnade der Viſionen zuerſt geworden war. Das Chriſtenthum warf ſeine Inſuln und Tiaren ab, das biſchöfliche Pallium und die ſammtenen Mäntel der Kardinäle und zeigte ſich flink, handwerklichen Urſprungs, in Hemdärmeln, und half, rüſtig die Art ſchwingend, die Urwälder lichten, der Civiliſation Wege bahnen, Hütten bauen und die Felle der Thiere gerben, um ſich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen

zu schützen. Jede einzelne Profession der Apostel kam hier wieder zum Vorschein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man die weinende Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken schälte, um Kanots zu bauen, erzählte man von dem See zu Kapernaum und dem Wassertreter Petrus; wie man sein Vesperbrod aß, erzählte man die Wunder der Speisung, die Geschichte von den dreitausend Mann und den fünf Broden, die Weinmetamorphose; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne ins Meer tauchte, dann setzten sich die frommen Wilden und ihre neuen Priester unter das Dach einer Baniane und sprachen von Gott, von der Menschwerdung, und dem ewigen Leben, indem sie hinaufzeigten auf das Firmament, auf die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Die Propaganda war es, die in Amerika dem Katholicismus Triumphe verschaffte, gegen welche die Kämpfe mit Kaiser und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos sind.

Die Schüler Loyola's erkennt man jenseits des Ozeans nicht wieder. Vergessen sind die fürstlichen Beichtstühle, vergessen die Grundsätze macchiavellistischer Prinzenerziehung, vergessen die Principien des Königs-

mordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement: und nichts ist zurückgeblieben, als der wahre Grundsatz der Gesellschaft Jesu, die Aufklärung und das Bedürfniß mit der Tradition und dem Dogma zu verbinden.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet: die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet, und die Benediktiner zu viel Wissenschaft. Die Jesuiten, diese weltlichen, mit dem Konflikt der Zeit vertrauten, man möchte sagen protestantischen Priester des Katholizismus, halfen allein; denn sie waren praktisch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Rosenkranzes um die Achse einer trägen Hand, sie griffen zu Karst und Spaten, und lehrten die Völker, nicht nur selig, sondern auch glücklich werden. Die Klöster wurden die Stationen der sich Bahn brechenden Civilisation. Der Glaube war nur das Zubrod der erleichterten Existenz, er wurde nur gepredigt durch Beispiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit, und durch Sitten, welche sich von selbst milderten.

Südamerika ist die Schöpfung des edelsten Jesuitismus, und nur diejenigen, welche kein Heil für die Menschheit sehen, ehe ihr nicht so gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche oder im Dome von Mag-

deburg, werden das Bewundernswürdige dieser Thatsache nicht zu schätzen wissen.

Ein großer Theil des Unterschieds der südamerikanischen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte sich auch zunächst aus der kirchlichen Verfassung der spanischen Kolonien.

Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrscht, wo unermeßliche Länderstrecken von dem Winke eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorschub; aber sie greift auch nicht tief hinunter in die Masse, welche von den Parteikämpfen der Aristokratie nur insofern berührt wird, als sie von der letztern abhängig ist. Das Geheimniß der polnischen Insurrektionen, die sich so schnell auffattelten, liegt in dieser Verfassung, so wie man auch in England eine kompakte, rebellirende Majorität sehen würde, wenn die Revolution ausginge von der Aristokratie.

Eben so ist das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerstand ist leichter organisirt bei großem Besitz, und die katholische Kirche da, wo sie in Südamerika nicht civil und wie der Jesuitismus blos pädagogisch geworden ist, konnte aus dieser Rücksicht nur störend auf den Gang der Begebenheiten einwir-

ken. Ihr großes Ansehen ist ihr geblieben, und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholizismus in allen diesen schnell etablirten Staaten als offizielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emanzipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Konturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in einer genialen Improvisation gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können: es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können; es war in politischer Rücksicht befestigt, und hatte das Prinzip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, für welche sich keine andere Abhilfe finden ließ, als eine revolutionaire. Die Erschütterungen des Mutter-

landes waren in den Kolonien ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Traktate von Bayonne wieder ihren besten Willen, und zwangen sie, für Joseph Partei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution Folge des legitimsten Signals, und mußte zuerst damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Colonien in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine offizielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte, und jene Behörden in den Bann erklärte, welche doch legitim handelten, und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weitres der erstarkenden Prinzipienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren, und zwar mit Früchten, welche unglaublich scheinen, denn Alles, was an Tendenz, an

Prinzip ſich in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthuſiasmus neuer Ideen dort entſtanden iſt, war die Folge des Jeſuitismus, und jener Bildung, die man auf den Univerſitäten von Cordova, Cartagena und Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitiſche Prinzip des Loyolismus bildete ſich allmählich zu einer freien Weltanſicht aus, zu einem Syſtem der Menſchenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, welche auch in Europa die morſchen Fundamente des politiſchen Gebäudes zu benagen anfing. Obſchon ſo weit von Rom und Sparta entfernt, ſchwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenſchaftliche Creole wurde elektriſirt von dem Rouſſeau'ſchen retournons à la nature; und die Werke von Robertſon und Raynal ſtudirte er mit um ſo größerer Hingebung, als ſie für Amerika ſelbſt geſchrieben waren.

Aber hier iſt es auch, wo wir ſtehen bleiben müſſen, um den Schlüſſel zu einem verſchloſſenen Charakter und einem verſchloſſenen Lande zu finden. Bis auf die Encyklopädie, vielleicht noch bis zur Deklaration der Menſchenrechte, reicht die Bildung, deren genialſte und originellſte Repräſentation wir in Don Joſe Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Die Schreckens-

herrschaft ist so eben angebrochen; Robespierre schreitet stolz einher mit dem Blumenstrauß am Fest des höchsten Wesens; der Despotismus der Tugend und Bescheidenheit ist die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde ist schon hingeopfert — Doktor Don Cornelio Saavedra — Marat starb in seinem Blute — Doktor Don Mariano Moreno — Danton ging unter, weil er den Gott im Laster suchte — Doktor Castelli. Die todtbleiche, grausame Mäßigung Robespierre's herrscht — Doktor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrscht und geglaubt haben, die Menschen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrschaft noch nicht begonnen; der kriegerische Ruhm gibt noch keine Ansprüche, Napoleon ging noch nicht über den Symplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuscher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, schon angesteckt von dem Beispiele Napoleons, aber Napoleons so, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und so schüchtern war, daß sich erst Weiber in ihn verliebet mußten, um seine Tapferkeit an den

Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleonisirend und eifersüchtig, der auf den ersten Konsul, der auf die Nebenbuhlerschaft Klebers und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eifersüchtig auf den Gipfel des Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812, und so früh geknickt, wie diese.

Alle diese unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatischen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Riesenschlangen und Mosquitos, zerschellen an einander, und die Freiheit siegt nur negativ, indem ihre Anwalde unterliegen, und die Zonen, die sie beglücken will, kleiner werden. Fahrt hin!

Wir sehen noch am Rio de la Plata und seinen Nebenflüssen, an den Zweigen der Andes, welche nur silberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampasweisen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, hergend den Gaucho auf dem muthigen Rosse, und den amerikanischen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte" in Buenos-Ayres, in der silbernen, argentinischen Republik.

Die Direktorialregierung von Paraguay entwickelte

ſich ſchon aus den erſten Kämpfen der ſpaniſchen Kolonien mit dem Mutterlande, auf demſelben Wege, welchen wir ſchon nannten, dem der Verlegenheit, wie man ſich bei den Umwälzungen der Halbinſel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata, und riß ſich von der ſpaniſchen Herrſchaft los, indem es ruhig den Ereigniſſen folgte, welche von der Hauptſtadt dieſer groſſen Statthalterſchaft, von Buenos-Ayres, ausgingen. Man klärt ſich deshalb am beſten über den Urſprung der Herrſchaft des Doktor Francia auf, wenn man im Stande iſt, ſich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorſtellung zu machen.

Von der argentiniſchen Republik ging die Befreiung Südamerika's aus: ihr erſter Verſuch gelang, und die Intereſſen kreuzten ſich hier gerade ſo wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft geſichert war. Denn nicht nur, daß die ſpaniſche Beſatzung geringer war als auf der weſtlichen Küſte, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmiſchung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treuloſigkeit und Intereſſe verfuhren, leiſtete der Revolution den glücklichſten Vorſchub. Von den erſten Kämpfen ge-

gen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, welcher für die Unabhängigkeit der rechte schien, verwickelten sich die Interessen unauflöslich.

Die Vicekönige lösten sich ab, während die alten Befehlshaber sich kaum befestigt hatten; und die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da sich der Zustand der Parteien fortwährend veränderte. Der Franzose Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Ansprüche Europa's, und während man glauben mußte, daß er die Kolonie für die Usurpation seiner Landsleute retten wollte, stellte sich weiter heraus, daß er Bourbonist war, und an den alten spanischen Thron dachte, ja sogar an Brasilien, von wo aus die intrigante und leidenschaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen springen ließ.

So wirrte sich Alles in einen labyrinthischen Knäul zusammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rücksichten durchhieb, da sie nur der Zukunft und sich selbst verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des ersten Decenniums unsers stürmischen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regie-

wunschunten zusammen, und in Dolores stand der Märtyrer der mexicanischen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüst Zeugniß zu geben von dem, was die Zukunft an seinem Tode rächen würde.

In Buenos Ayres aber, wo nun die zweifahnige, blau- und weiße republikanische Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrschaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der spanische Widerstand recht organisirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advokaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, mischten sich ein. Das System aber, das man bei diesen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das Fouchés einst zum großen Aerger des Kaisers und zu seinem eignen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich sterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete der Chef der geheimen Polizei, der sich hier selbst verrieth, „ich werde so viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich ist."

Das that man in Buenos-Ayres, man theilte sich in die Revolution, und Francia bewies, daß er die

Grundsätze herrenloser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab, und beeilte sich, seine Eroberung innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Konventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den Prozeß der Gefangenen ein, welches immer ein ganz kurzer war. Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doktoren und Advokaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova, und studirte ruhig in Assumcion den Macchiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten, und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den ächten Libertador Südamerika's, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die prokonsulatische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Konsequenz der neuen Dinge sei,

und schickte den General Belgrano ab, diese Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut gesehen, und fürchtete die blinden Entscheidungen des Mars; deshalb griff er zu alten historischen Listen, forschte in Roms Geschichte vom Trasimenersee bis zu den Tagen von Capua, und leitete eine ganz humane, unblutige Mystifikation ein.

Er stellte dem anrückenden Zuge keinen Widerstand entgegen, Tage lang nicht, bis derselbe in einer Nacht dicht vor Assumcion stand, und sich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben sah.

Waren dis Mährchen aus Cornelius Nepos? Waren dis die glühenden Stiere des Hannibals? Oder die zahllosen Aufgebote eines allgemeinen Landsturms?

Der Exekutionsgeneral erschrak, nahm den Rath des Doktors an, der ihm lächelnd Proviant und Geschenke für die Junta in Buenos-Ayres und seine terroristischen Schulkameraden anbot, und zog sich, bis an die Gränze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in seine Kasernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwischen ihren langwierigen Kampf mit dem rivalisirenden Montevideo begon-

nen, sie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Brasilien wenden, welches Ansprüche machte auf die Banda Oriental. Diese Zwistigkeiten währten bis zum Jahr 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem schaffte.

Rechnet man die Anstrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Westen hin kostete, so begreift man, wie viel Zeit die Usurpation von Paraguay gewann, sich zu befestigen, sich chinesisch gegen das Ausland und die schwankende Tagesgeschichte abzuschließen, und einen Zustand zu erhalten, der uns für den vulkanischen Boden von Südamerika unmöglich scheinen möchte.

Paraguay selbst ist einer der fruchtbarsten Binnenstriche von Südamerika. Reichthum der Vegetation wie überall in diesem gesegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünstigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebst dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland so neugierig sein, und die Theepflanze so sorgfältig beobachten! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des persönlichen Einkommens des Diktators; denn er selbst, der Doktor, ist erster Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte

ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbesserungen Linné's, und die Wissenschaft im Auge hatte.

Die Bewohnerzahl ist gering, und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Mestizen, Farbenschattirungen aller Art begegnen sich in Assumcion; der Rest auf dem Lande sind Indianer, zahme, halbzahme und wilde. Diese letztern können, wie die Darmstädter das R, das F nicht aussprechen, wobei also das Staatsoberhaupt immer um einen Buchstaben zu kurz kommt und keineswegs an die Freiheit, die in seinem Namen liegt, erinnern kann.

Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der baroken Natursitten Amerika's: ihre Frauen essen kein Fleisch, gleichsam um nicht zu verwildern, sie lassen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, welche der Malthusschen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statistik des Staates wenig günstig ist.

Viele dieser Stämme sind noch nicht einmal mit dem Christenthum bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jesuiten schließen kann. Diese ehrwürdigen Väter wollten die Völker erst glücklich machen, ehe sie ihnen erlaubten, mit dem Rosenkranze zu spielen. So kömmt es, daß Paraguay der Antipode

von Abet ist, daß der Doktor nicht blos für einen Doktor der Theologie, sondern für die Theologie selbst gehalten wird.

Eine satanische Ironie! denn Francia ist Atheist; aber keine Seltenheit für Amerika; lebte doch einer der geschäftigsten Gotteslängner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er proskribirt war, und auf den Azoren sich geübt hatte, Papageien abzurichten, lange Zeit bis zu seinem Tode unter den Indianern, welche ihn, den Atheisten, als Schöpfer Himmels und der Erde verehrten!

Man sieht, welcher Maaßstab an jene hermetisch verschlossenen Wunder von Paraguay gelegt werden muß.

Ist Francia ein Tyrann? Ein Usurpator wie Cromwell? Nein, er ist ein Philosoph, der mit der Menschheit experimentirt.

Ihr seyd immer gewohnt, nach Euch die Menschen zu beurtheilen, und sprecht von Francia wie von einem Verräther an Euern eignen Grundsätzen. Klingen nicht Eure Vorwürfe, als verginge sich jener Doktor an seinem Diplom und an seinem Hute, als glaubtet Ihr, man könne doch Schiller und Göthe oder den deutschen Liberalismus auch wohl besser verstehen, als so!

Nein, wir kennen Francia: es ist Robespierre, der plötzlich unter die Menschen Rousseau's versetzt wird: es ist Robespierre, der Lockes tabula rasa neu beschreiben und füllen soll. Es ist eine Herrschaft, von der Ironie präsidirt, und grausam nur dann, wenn sich die Langeweile oder hypochondrische Laune des geistreichen Geistlichen regt.

Oder wollt Ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jesuiten sehen, dann nehmt ihn als Philosophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer scheußlichen Mutter, aber einer Mutter! gut hieß; nicht von den flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an seinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch so viel Kenntnisse besaß, in dem genialen Korinth noch Schulmeister werden zu können, oder an Phalaris und seinen glühenden Ochsen und die Pythagoräische Philosophie! Denkt an Macchiavell und den Sprung von den Diskursen über Livius zum Fürsten! Oder an Baco von Verulam, den Verfasser des Organons und den englischen Kanzler! Ich thue nichts, als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrschaft ist das ernsthafte Mittel zu einem Scherz. Francia lacht unter seinen Wilden, die das F nicht aussprechen können, und wenn die frommen Mestizen eine neue Kirche bauen wollen, nur dann ist er unglücklich und ruft aus:

„Wann werden die Menschen aufhören blind zu seyn! eine Reihe von Geschützen an der Gränze ist besser, als alle Heiligen. Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie Ihr ein Katholik war!"

Dis ist Francia, von welchem man geneigt ist, zu sagen, seine Herrschaft wäre priesterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anacharsis Cloots ist Diktator eines Naturstaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, dessen Blitze er seinen Unterthanen aus physikalischen Ursachen erklärt.

In der That man muß gestehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenstrome eben so erwiesen ist, wie diese humoristische Herrschaft des Doktor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, sondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beispiels, die unwiderstehlich ist in schwach organisirten Staaten, und unter rohen Naturvölkern, welche

den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen.

Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaktion der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte es, daß er vor diesem Miasma nicht sicher war, und entschloß sich schnell zu Konzessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen, was sie schienen, werden mußten.

Mit der Verschlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zu dem Volk, das er im Geist schon auf dem Mons sacer versammelt sah, und gab eine allgemeine Repräsentation zu, welche aus Urwahlen hervorgehen sollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der seine Macht unterstützte und die Last der Geschäfte theilte, berief er tausend Abgeordnete aus allen Theilen seines Landes in die Hauptstadt. Hier bewillkommte er sie wie ein Mann von Welt, redete sie mit Höflichkeiten an, durch die sie in Verlegenheit gesetzt wurden, sprach von dem Beruf der Regierung, wie von einer Prädestination des Genie's, und dann wieder wie von dem Resultate solcher Kenntnisse, die

freilich daheim in ſeinem Urwalde Niemand erlangt haben konnte. Er legte ihnen Traktate vor in den ausländiſchſten Sprachen, citirte die ökonomiſchen Schriften Xenophons, um einen kleinen Gothpoſten des Budgets zu erläutern und verlangte von ihnen, daß ſie über Adam Smith und den Phyſiokratismus ihre Stimme abgeben ſollten. Dazu kam noch, daß ſein drittes Wort Uneigennützigkeit war, und er von den Deputirten ſo viel Patriotismus verlangte, daß ſie keine Entſchädigung in Anſpruch nehmen durften.

Da ſehnte ſich dann Jeder aus der theuern Hauptſtadt nach ſeinem Meierhof zurück: Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntniſſe auch die Demokratie eine unvollkommene Verfaſſung wäre, und in einer der ſchönen ſüdamerikaniſchen Nächte, beim Scheine der Laternenkäfer und goldglänzenden braſilianiſchen Nachtfalter waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philoſophen von Aſſumcion verſchwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu ſcherzen, wenn Francia ſeine Indianer erſchießen läßt, die ſich unterſtehen, ihn anzublicken. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grauſamkeit beſitzt.

Solche Erſcheinungen, wie Nero und Francia,

führen tief in die Schlupfwinkel der menschlichen Seele ein, wo das Ausgezeichnetste in Bildung und Phantasie oft mit Leidenschaften gepaart ist, für welche sich keine andre zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böse Laune der Einsamkeit und der Kitzel, gerade das zu versuchen, was die tägliche Gewohnheit unversucht läßt. In der Vorstellung Hamlets, bei gesunder Vernunft den Narren zu spielen, lag eine geheime Wollust für den dänischen Prinzen.

Allerdings ist ein so arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menschheit; aber man verberge sich nichts: eine Alleinherrschaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrschaft des Genie's und der Kraft, ist zur Zeit noch die glücklichste Chance der jungen Freiheit Südamerika's. England lernte seine Magna Charta erst durch die Tyranneien der Heinrich, Elisabeth, Jakob und Karl schätzen, erst durch langjährige falsche und rechte Berufung wurde die Freiheit aus einer Abstraktion eine juristische Gewohnheit.

Südamerika hat das Interesse einer dauernden Zerspaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreise. Diese unermeßlichen Länderstrecken müssen sich in kleine Distrikte theilen, wo sich die Freiheit anbauen läßt, wie

der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Prinzip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreffliches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Kultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, welche der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule.

Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Konzessionen sind hier, wie Noten, welche bei der jährlichen Prüfung dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen; aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind, und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denkt sich hier den alten Spanier, wie den Doktor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Pe-

rücke und im langen Mantel: oder wollt Ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen von Venedig, der als siegesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt.

Der Diktatorsessel von Assumcion wird aber wohl sicher seyn vor den Epigrammen eines Steno, und der alte Herr noch recht lange die Freude haben, sich von der jungen Engländerin, die er heirathete, im Barte krauen zu lassen, bis er einst hingeht zu seinen Freunden Robespierre und Billaud-Varennes.

Armand Carrel.

Athemlos in einer ewigen Bewegung drängen sich die Aeußerungen des politischen Lebens in Frankreich, so daß selbst der Umfang von Paris nicht groß genug zu seyn scheint, für jede derselben einen hinreichenden Raum zu lassen.

Nichts ist dort vollständig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten Triumphe zu feiern; diese hält nur in der Stille ihre Leichenbegängnisse.

Auch für den Contrast ist nicht Raum genug da. Die Masse der Interessen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, schattirt sich ineinander, so daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unversöhnliche ihres Abstandes zu verlieren scheinen.

In jedem andern Lande würde eine Erscheinung, wie der jüngste Prozeß des National vor der Pairskammer, entscheidende Folgen gehabt haben; überall, wo

Raum ist, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahllosen Intriguen und Bestrebungen, hätte dis Schauspiel die öffentliche Meinung besiegt; denn im Contrast liegt für die Gemüther eine unwiderstehliche Wirkung, weil sie poetisch ist.

„Wir — die Männer des National!" — welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase? Welche Verbindung gibt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewiesen; Ereignisse, welche jenes schroffe Jenseits erobern möchten, könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!" — ein Contrast, der überall siegen würde; der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird, und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, welche leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

Man sahe einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht; umgeben von Bundesgenossen und Sympathien, welche überraschen; ein-

gerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend; man sahe diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sahe diese bleichen Antlitze, welche die Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte serviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben haben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die wenn man sie nicht zu Fuß holen will, wie Mirabeau sagte, zu Pferd kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomien einen Tag, tröstete sich, daß was kommen mag, unvermeidlich ist, und kehrte zurück zu seiner Boutique, zu seinem Kinde, das sich auf die Weihnachtszeit freute, zu seinen Gönnern, zu seinen Kunden, zu dem ganzen Statusquo des Augenblicks, der sich fortwälzen muß ohne Stegreif und Zufall.

Für die Tausende, welche davon gewinnen wollen, ist das große Terrain so klein: der Eine hängt sich wie an einem Bergabsturze an den Andern, um sich wechselseitig fortzuschleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen brennt, und daß nur der fest steht, welcher sich bewegt; der Besitz ist fortwährende

Eroberung oder Vertheidigung; die Existenz ist ambulant; noch ist die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraste siegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doktrinäre kann niemals zu positiven Resultaten führen, wenn nicht Unvorsichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernst machen sollte.

Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doktrin belästigt seyn; er mag es beleidigend finden, wenn die Doktrin bei jedem Streit erst eine Weile schweigt, und sich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein ganz anderes Feld zu schieben: in Frankreich entscheidet nicht die Manier, sondern die Gesinnung.

Was könnte wohl der Tiersparti wollen, das die Doktrin nicht unterschriebe? Hat die Doktrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieselbe Sache? Kann der Tiersparti mit seinen bürgerlichen Manieren, mit seinen linkischen Complimenten, mit seinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, seinem kurzgeschnittenen, ungelockten Haar, mit seinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner, wo er Pasteten mit der Gabel ißt, lächerlich machen — kann er mit

diesem formellen Ingrimme irgend Etwas im Sinne haben, was die neue Dynastie in Verlegenheit setzte?

Nein, beide vereinigen sich in der Ansicht, welche sie von einer parlamentarischen Opposition haben; beide, Tiersparti und die Doktrin, halten die Opposition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magensaft, welcher dem Staatskörper verdauen hilft. Wer von beiden würde sagen, die Opposition solle dem Königthum so viel bittre Mandeln geben, bis es zuletzt an der daraus entstehenden Blausäure vergiftet stirbt?

Hier ist ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, welcher die Sieger in Verlegenheit setzt. Die Doktrin täuscht sich hierüber nicht; sie erklärte längst, daß Dupin nicht wagen wird zu siegen.

Die Doktrin spielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, welche plötzlich für sie ein Interesse erregt hat. Wer sähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, diesen geistreichen, aber ungezogenen Roué, der das ganze Königthum in seiner Hand zu haben scheint, und dennoch ihm so verhaßt ist, weil er seinen demokratischen Ursprung nicht abstreifen konnte, weil er alte prunklose Ausdrücke und Formen beibehielt und sich noch immer so benimmt, wie ein junger Schüler des

Collège, der plötzlich einen Wechsel von Hause bekommen hat, sich mit seinen Kameraden einschließt und einige Tage lang seine Orgien feiert!

Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem blonden Staatsrath Mignet die Namen der Freundschaft austauschte, wo ihre Schwüre gemeinschaftlichen Feinden galten, wo sie zusammen Luftschlösser bauten, und sich wechselsweise belauschten, wie mit dem wachsenden Barte die Illusionen schwanden.

Mignet, ruhig und gesetzt, von ängstlicher Besonnenheit, der pedantische Gegenstand der Späße des kleinern Thiers, immer aufgezogen von seinen beiden Freunden, aber ein Mann von weiser Vorsicht, ein Meister des Styls, ganz plastischer Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er später diente.

Thiers, lebhaft, Räsonneur, Poltron, immer Widerspruch, heute das Gegentheil von dem, was er gestern war, nicht so tief und ergründend, wie Mignet, auch nicht so marmorn im Styl, aber empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Instinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende.

Carrel, vielleicht nicht so unterrichtet wie Mignet, nicht so geistreich wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises,

Meister der Menge, imponirend durch den Willen, und die moralische Macht der Wahrheit, welche elektrisirt, keines Menschen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik; und doch ein Sklave — ein Sklave seiner selbst, ein Sklave seines Charakters!

Die Ereignisse lösten diesen Bund. Die Freundschaft verhüllte ihr Haupt und nahm weinend von ihren Jüngern Abschied: wie sich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und sein Schwert verflucht, das er im Dienste Chrimhildens gegen seine Freunde und Schwäher führen muß.

Das Unglück dieser Tage macht unsre Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir aneinander vorüber, die wir uns liebten, damals, als es noch keine andre Partei für uns gab, wie die der Freundschaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiserherrschaft auf; die Phantasie mußte sich bei ihm früher entwickeln, als die Meinung.

Die Anbetung des Kaisers steigerte sich mit der Reife der Jahre, denn das Schicksal Frankreichs fiel bald mit der sinkenden Größe des Mannes zusammen:

die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person.

Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm; Alles fiel in Eins zusammen; und auch in eine Thatsache zuletzt, welche die Wunder der Vergangenheit Lügen strafte, und großen Anfängen ein beweinenswerthes Ende gab.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden abgewiesen; denn die Musketen, welche hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspektive; es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zerstampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Aeltern und ließ sich bei einem Regimente als gemeiner Soldat anwerben.

Seine Aeltern hätten ihn ganz hinter ihren Ladentisch gestellt, und ihn mit Maaß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; denn es

waren ansehnliche Krämer, welche bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen, und das Heil der Welt in guten Preisen des Indigo und Pfeffers suchten.

Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das ordinäre Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr Ehrgeiz der Sache eine andre Richtung gab. Der Oberst des Regiments sprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenschaften, welche ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre eigneten: der geschmeichelte Stolz widerstand nicht mehr. Carrel bezog die Militairschule von St. Cyr.

In diesem Institute sog die französische Jugend jene Grundsätze ein, welche später bei den Regimentern in Verschwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeister und Ingenieuroffiziere sprühten noch von bonapartistischen Ideen; die jungen Männer griffen sie auf, und versetzten sie mit der Liebe zur Freiheit und Republik, welche in unserm Jahrhundert angeboren wird. Man verschmähte den phantastischen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod nicht, man hatte seine Erkennungszeichen, seine Symbole, seine eigne Art, die Hand zu geben, seine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war, ein Geist der Unruhe,

Ein prozessualischer Fehler rettete Carrel, seine Sache wurde revidirt und mit der Erfahrung, freiwillig schon einmal mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ging er nach Paris.

Wer sich nicht daran gewöhnt hat, in der nächsten Viertelstunde guillotinirt zu werden, wird in unserer gefahrvollen Zeit, nie eine große Rolle spielen.

Jene in Deutschland so verbreitete Meinung, daß ein Kampf mit der Autorität auf freundschaftlichem Wege denkbar ist, kennt ein resignirter Charakter nicht.

Gibt es doch unter uns Menschen, welche sich über die Strafe verwundern, die die Macht über das politische Verbrechen verhängt, so wie wir Leute gesehen haben, welche vom Staate Pensionen ziehen, und es nicht begreifen konnten, daß man sie auf die Festung setzt, nachdem sie mit der Revolution unter einer Decke steckten.

Der erste Abschied, welchen man nehmen soll, für die Feldzüge der Opposition, ist der Abschied vom Leben.

Nur diejenigen, deren Wandel eine ewige Verzichtleistung ist, sollten das Kreuz des heiligen Kampfs nehmen.

Die Censur und die imponirende Stellung des Ministeriums Villèle hatten die Revolution eine Zeit-

lang zurückgeschreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Museen der Gelehrsamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß sich zerstreuete, und an Geschichtsdarstellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zuließen, die Verzweiflung eine Art von stiller Genugthuung fand.

Carrel schrieb eine Geschichte Schottlands, und eine Darstellung der Contrerevolution in England unter Karl und Jakob II., von welchen die letztere eine Parallele seiner Zeit schien und vom Parteigeiste empfohlen wurde.

Die erstere veranlaßte blos das Bedürfniß der Existenz, wie auch Thiers damals seine Revolutionsgeschichte ohne Emphase begann, und nichts im Anfang damit liefern wollte, als eine kleine Nebenarbeit, welche der spekulative Buchhandel bei ihm bestellt hatte.

Trotz der beschränkten Presse erreichte die Journalistik ein seltnes Ansehen. Alles, was Kenntnisse und Geist hatte, trat in ihre Schaaren ein. Eine Aufopferung dieser Art, daß das Genie sich zersplitterte, sich dem kleinen Partisanenkriege anschloß und alle Tage wieder mit frischen Artikeln, welche nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, sahe man jetzt zum ersten Male.

Die Journalistik, durch keine Niederlagen entmuthigt, lernte zuletzt auch siegen; denn die gesetzmäßige Opposition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte mit ihr gemeinschaftliche Sache, so daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, so positiv, wie Ragusas Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechselnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu existiren; er lieferte die Protestationen der Kammer, heftete sich mit seinen begeisterten Aufrufen an die Straßenecken, und gab sein Büreau als Ort der Berathung her.

Carrel, der von seinen beiden furchtsamen Collegen verlassen war, entwickelte in dieser denkwürdigen Krisis ein seltenes revolutionäres Talent, Gegenwart des Geistes, Umsicht und einen militärischen Muth, welchen man der Literatur nicht zugetraut hätte.

Der National war immer in der ersten Reihe, er schien aufzufordern, daß man ihn erst läse und dann zu Patronen benutze.

Er war noch bis in den August thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, welche sich bis jetzt fern vom Schauplatze

gehalten, und von den Siegen, die fremdes Blut gekostet hatten, für sich Vortheile zogen.

Man muß sagen, der National war eine Zeitlang von dieser Wendung der Dinge überrascht; er hielt sich noch immer für den Schöpfer der Ereignisse, als sie schon ein fremdartiges Gepräge trugen, und erwachte von seiner Täuschung erst da, als die Zügel seiner Hand entfallen waren.

Er verbiß seinen Schmerz, erholte sich von seinem Aerger, sich überlistet zu sehen, schlug Präfektur und Julidekoration aus, versagte dem neuen Königthum den Eid, und begann gegen den 7. August und den 13. März einen Kampf, den schon mancher glänzende Sieg gekrönt hat.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trägt bei ihren verschiednen Propheten nicht dieselbe Physiognomie.

Die Republik der Tribüne ist keine Perspektive der Combination, sondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, welche mitten in das Gewirr des Tages hineinfährt. Es sind die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausschüsse, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe ersetzen sollen. Die Republik der Tribüne ist noch nicht constituirt, ihre Gesetze sind noch

ungegeben, es ist mehr ein historischer Enthusiasmus, der sie verkündet, ein Andenken, berauscht von dem großen Revolutionsprozesse früherer Tage, berauscht von den erhabenen Phrasen, welche damals noch unter dem Beile gesprochen wurden, berauscht von der Kunst des Todes, welche seit den christlichen Märtyrern nicht so meisterhaft gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fängt keine Grillen über die Zukunft, sie ist nichts, als eine Reaktion des Jakobinismus; sie spielt mit den alten Kokarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit den Dekadi, und ähnlichen Nebensachen, welche bei ihr die Stelle dessen vertreten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht.

Der National beruht auf einem andern Calcül. Er hält die Zeit der Republik, wie sie in Frankreich schon gewesen ist, nur für einen transitorischen Zustand; die damalige Republik war nichts als Revolution; sie stand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Gesetze starben wie in werdenden Zeiten immer schnell ab, sie hatte noch keine, sie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proskription, für die Tribüne so nothwendig, weil sie die Republik mit der Revolution verwechselt, sind für das System des Na-

tional unwesentlich. Es ist nicht Grausamkeit, wenn er bei den nothwendigen Opfern neuer Zustände stumm die Achseln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern, welche in Schmerz aufwachsen unter tranchées maux de dens et rugissemens. Der Uebergang vom Schlechten zum Guten ist oft übler, als das Schlechte selbst, aber er ist unvermeidlich.

Die Philosophie des National verbietet ihm auch, zu konspiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeaus Bilde zu bleiben, den Leidenschaften, dem Unverstande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, welche nichts ungeschehen lassen wird, und welche noch Niemanden betrogen hat, der sich auf die Höhe des Entwickelungsganges der Menschheit zu stellen wußte.

Das wahre Geschäft des National fängt erst da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerstörung gereinigt sind, wenn die Tafel der Vergangenheit rein ausgelöscht ist, und die Sehnsucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andre zu geben, welche die unabweisliche Glaubenslust der Gemüther befriedigen können.

Der National spricht nie von Trümmern, von Untergang, diesen gefährlichen Ausdrücken für Ereignisse,

die auch seiner Positivität voran gehen müssen; er schiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung, er schildert das Neue weder so, wie es gewesen ist, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menschheit erschrecken könnte, sondern als einen Zustand, in welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsre kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer und vom Leben alle die Vortheile ziehen, die uns mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir oft nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maaßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die ganze Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn sie schon ihre Rechte hätte, zeigen würde: nicht aus einer weiten Abstraktion, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke gibt zum heutigen Leibgericht des Bürgers und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigne Hand, ist anständig und zulässig in guter Gesellschaft: er hat die Präcedentien des

gegenwärtigen Ministeriums in Händen; er wird auch den zukünftigen so viel Leiden zeigen, daß ihnen es nicht wünschenswerth scheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten anzuketten.

Wollt Ihr die stärkste Waffe wissen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote stehen?

Dis ist das Genie und die Unbequemlichkeiten für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu stellen, und von dem Genie nur lächelnde, abschlägige Antworten bekommen.

Wie fühlbar ist schon in Frankreich dieser Mißstand, wo sich zwar Alles zu beeilen scheint, der zahlenden Autorität seine Dienste anzutragen; aber zugleich Dienste, welche nur im Vorüberflug dem Leistenden Vortheile abwerfen sollen, bis zur zwölften Stunde, so lange bis ihn das Gespenst der Impopularität vertreibt und er so viel gewonnen hat, daß er sein ferneres Glück der Börse anvertrauen kann!

Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchste Gewalt mit so vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben ist, wo die Juristen für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie sorgen sollen!

Das junge Frankreich, welches zuerst die Ehre liebt, und dann die Freiheit, hält sich zurück von diesem Spiele alter militairischer Schatten, hirndefekter Hofleute und jeden Moment die Aufdeckung ihrer Blöße erwartender Roués: die Belohnungen reizen es nicht: es spart für die Zukunft seinen Geist und seine Kenntnisse, und findet bis jetzt seinen Ehrgeiz nur darin, zurückzuhalten und die rechte Stunde abzuwarten.

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßstabe der französischen Revolution, so wird man sehr rasch zur Hand sein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen.

Dis ist eine große Ungerechtigkeit; denn die Gironde verbrach nicht an der Republik, sondern an der Revolution; der National aber übersieht die Revolution, weil es in menschlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu bestimmen, wie sie werden und wodurch sie kommen.

Ja wir geben sogar zu, daß die Unglücksfälle der Tribüne die Sympathie erwecken, und ihr steter Entschluß, das Blut ihres Herzens zu verströmen, der kalten Resignation des National gegenüber, eine Anklage gegen den letztern ist.

Aber man wird bald hiervon zurückkommen; denn

wann hat die Partei des National einen ruhigen Augenblick? Wo lebt auch sie anders, als in den Gefängnissen? Der Bois de Boulogne wiederhallt von den Duellen, welche man nicht abschlagen kann, ohne seiner Sache etwas zu entziehen. Der Schlaf ist nicht mehr sicher; denn Gisquets Trabanten schlagen nächtlich an die Fensterladen, um für die neuen Bastillen neue Opfer zu holen.

O dis Leben ist eine ewige Entsagung, eine stete Uebung zu hassen und zu dulden, für sanfte Gemüther jenes so herb, wie dis schon Gewöhnung.

Und wofür? Nicht vielleicht für eine Täuschung? Eine Dornenkrone für einen Glauben, der vielleicht falsch berechnet ist? Wenn nun Alles, was Ihr dachtet, ihr blassen Männer, die grausame Laune eines Traumes wäre? Wenn Eure Zukunft, Eure Trösterin und harrende Braut die Treue brächte und den Ring des Verlöbnisses den Herolden einer Zeit gäbe, die Ihr alle noch nicht kennt? Wenn Eure Appellationen und Beschwörungen in dem Kommenden einsam irrten, wie die Geister unbegrabener Todten? Wenn die Töne Eurer Sprache verklungen wären in dem Gedächtnisse der Menschen, und alles umsonst gewesen wäre, war-

um Ihr gelitten habt und den Tod kosten möchtet, zum Siegel Eures heiligen Glaubens?

O vergebt mir diesen grausamen Zweifel — aber die blassen Kerkerwände werfen ihren Leichnamsschimmer auf die rosenfarbenen Hoffnungen, und die Fülle Eures Elends überschleicht die Gedanken, welche bunt bewimpelt und lustig flaggen sollten. — —

Ancillon.

Selten bietet das Leben deutscher Staatsmänner einen biographischen Reiz dar. Es ist aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen zusammengesetzt, es kömmt erst dann in die Strömung der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greisenalter erreicht hat; ja oft ist selbst der höchste Rang, mit welchem ein deutscher Staat seine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geschichtlichen Interesses, wie groß auch die stillen und bescheidenen Verdienste sein mögen, welche man sich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protektion, wirkliche Vorzüge, welche der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das ist der loyale Gang, welchen die deutschen im Gehorsam gegen ihren Herrn

ergrauten Staatsdiener fast alle gemacht haben. Dieser Gang ist friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, sich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden, und darf darauf rechnen, für sein geduldiges Fortziehen der Staatsmaschine eine Menge geräuschloser, kleiner Freuden zu genießen, seine Söhne heranwachsen zu sehen, seine Töchter an solide Eldame zu verheirathen, seine Witwe zu versorgen, und sonst die Zukunft und alle ihre Wechselfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt diese politische Idylle einmal einen Aufschwung, so hat man eine Commission in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze System der vaterländischen Büreaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat gesunde Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reduktionsplane; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werden; kurz das sind die Epochen und Einschnitte in das Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse

in einer Familie eine Tradition erhalten, man kann die Orden und Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, die nicht einmal an dem Rande ihrer ehernen Tafeln viel Raum übrig hat für das, was doch immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dis ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergeblich sucht.

In Preußen sind solche bei Gott vortrefflich angeschriebene Staatsdiener mehr als irgendwo zu finden. Die Büreaukratie und die Maschine bringen es so mit sich.

Die kleinen konstitutionellen Staaten fordern doch wenigstens das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überspringen. In Oesterreich wird eine glänzende Aristokratie an die Spitze der Verwaltung gestellt: alte, historische Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung ist, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen, und sie das

in der That sind, was sie zu sein keine Verpflichtung haben.

Hier lauscht die Geschichte und zeichnet sich manche Thatsache auf; doch die preußischen Staatsmänner können selten größer sein, als ihre Verhältnisse, da die letztern unverrücklich vorgeschrieben sind: eben die liberale Zulassung aller Stände in die Carriére, schwächt die Vorsprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte; weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrunde stehende, reiche und massenhafte Aristokratie hat, so gibt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädestination für das Verdienst und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfassung und Repräsentation ist, so gibt es auch dem talentvollen Roturier, dem Genie keine Anwartschaft, wenigstens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Büreaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch geistvolle Auffassung seiner Dienstpflicht verwandelt ist.

Neben diesen jüngern Staatsmännern finden sich nun aber auch noch zahlreiche Reste von Preußens historischer Vergangenheit; Namen, deren Anfänge sich

in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige schon damals Hauptrollen übernommen hatten, andre durch den Conflikt der Umstände in Stellungen gekommen sind, die ihnen das Fortschreiten auf einer sonst verschlossenen Bahn ungemein erleichterten.

Hier fehlt es nicht an charakteristischen Zügen, an überraschenden biographischen Wendungen, an Lebensschicksalen, welche man mit Theilnahme verfolgt, weil sie die Erwartung spannen, das Unglaubliche wahr machen und mit so vielen Ereignissen zusammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewissen stolzen Genugthuung und dem Gefühle, wie das Gegenwärtige dem Vergangenen überlegen ist, herantritt.

Die Schicksale dieser Männer verlieren sich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelms II., welche ihres unparteiischen und unterrichteten Geschichtsschreibers harrt; in eine Zeit, wo der preußische Staat eine Verlassenschaft des Ruhms und des Genies war, wo man zum ersten Male in der Monarchie anfing, die Personen von der Maschine zu emancipiren, das Talent von der Cabinetsdiktatur Friedrichs II., den Geist von der todten und starren Form.

Die Geschichte weiß, daß von dieser erwachenden Freiheit diejenigen den meisten Gebrauch machten, welche sie nicht verdienten: es war die Zeit der Rotüre, der Gunst, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer zärtlichen Stunde; man kann darüber nicht so streng sein, denn die Wiedergeburt des preußischen Staates, die Auflösung der alten knöchernen, tyrannischen Formen von Sanssouci ließ sich durch diese Periode der Günstlinge am besten an. Welche Menschen sind damals an das Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; aber sie rissen das Herkommen ein, welches Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, sie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen, und machten dem demokratischen Elemente Raum, welches später den Staat gerettet hat.

In diese und die folgende Zeit fallen die Anfänge der meisten jener preußischen Staatsmänner aus alter Schule. Sie wurden geliefert von der Clique; aber auch von der Wissenschaft, dem Zufalle, und dem Genius des Vaterlandes.

Es war damals leicht in die Geschäfte zu kommen; die Minister waren zum großen Theile Militairs, welche sich die Kenntnisse, die sie selbst nicht besaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Presse kam

dem Talente und der Vaterlandsliebe zu Hülfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Ansehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrschaft über die öffentliche Meinung, welche die politische Autorität verführte, sich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zusammensturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorschläge des Privatmannes; ein geistreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweisen würde, fand Theilnahme und beschäftigte die Aufmerksamkeit der höchsten Personen.

Als die Schlacht bei Jena das Schicksal des Staates entschieden hatte, steigerte sich diese Achtung vor der Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die schwatzhafte preußische Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn er am Ruder gestanden, die Dinge eine bessere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobbner, Schauspieler und Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr gewesen wäre, und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben stecken zu lassen. Jetzt wurde sogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräste von Wusterhausen unter Wasser setzen sollte. Man suchte

das einzuholen, was man glaubte, versäumt zu haben, die Appellation an die Masse, das Talent und den Zeitgeist.

Unter dem Ministerium Stein feierte die Humanität einen ihrer seltensten Triumphe. Man sahe einen Staat, erschöpft in den alten, wurmstichig gewordenen Mitteln der Regierungskunst, sich der Natur und dem lebendig strömenden Volksgeiste hingeben; eine Verjüngung im frischen Blute der Demokratie; eine Huldigung, die bis zu dem zweiten Einzuge in Paris dauerte.

Seither hat dieser Staat wieder angefangen, sich auf seine Vergangenheit zu gründen, die Maschine ist wieder in Ordnung gebracht, und nur unter Hardenberg noch war es möglich, gegen sein Alter und seinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunst in die Verwaltung; seitdem aber ist Regel und militairische Gewohnheit auf alle Ressorts der Maschine übergegangen. Die Staatsmänner dieser neuen Schule bieten keinen Stoff zu einer besonderen Charakteristik: wohl aber noch die Männer, deren Jugend in das alte Regime fiel, und zu welchen, wenigstens dem Alter nach, jener

Name gehört, dessen Talenten und glänzendem Lebensschicksale diese Skizze gewidmet ist.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottischer Refugiés geboren. Seine Familie stammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, welche gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes sich mit Nachdruck stemmten, und sich unter den Genossen ihres Glaubens und ihrer Schicksale ein ausdauerndes Gedächtniß erworben haben.

Wer den besondern Geist dieser jetzt in deutsche Sitte immer mehr übergehenden Kolonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Constellation seiner Zukunft stellen, welche damals in der Situation und den Zeitumständen für einen Sprößling der Kolonie immer die günstigste war.

Man denke sich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Interessen zusammengehaltene Landsmannschaft, welcher es gestattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgesetzen fortzuleben. Diese Menschen hatten einen Vorsprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wissenschaft und Industrie, welche ihnen

schnell die Reichthümer verschafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich mitgebracht hatte, und welche, durch Verheirathung und Wohlthätigkeit fast zu einem Gemeingut geworden, die Unterlage und Rechtfertigung einer Achtung wurden, die ihnen von allen Seiten entgegen kam. Aus dem Geburtslande des feinen Anstands hatten sie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher sie sich unter einander auszeichneten, und welche doch niemals in die Frivolität der französischen Mode ausartete, da sie von dem eigensinnigen, etwas mürrischen und aschgrauen Geiste des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines saubern und reinlichen Charakters, einer spiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele ist niemals so vollendet ausgebildet gewesen, als ehemals in den Cirkeln der Berlinischen Hugenottenkolonie. Niemals hat man die Gegenseitigkeit conventioneller Pflichten so glücklich abgewogen, und in den Umgang zugleich so viel Freiheit und Gesetz gebracht, wie damals. Noch heut unterscheidet sich ein junger Mann aus der französischen Kolonie auffallend von jedem andern Berlinischen Jüngling. Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, bestimmter, etwas altklinger Ausdruck, der

sich früh in der Familie bildete, hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort immer etwas Pedantismus, ein gewisses Calvinistisches. Hier aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz nach dem Vornehmen hin; dort die Eigenschaften, welche oft gänzlich entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Kolonie noch glänzender; da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte, und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück von Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche Friedrich vergötterte.

Seit der König den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Kolonie steigern.

Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Kolonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre Ho-

ren, dichtete Chansons, und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, welche mit Voltaire wetteifern sollte, und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu vollenden.

Ueber alle diese Dinge sahe aber Frédéric Ancillon hinweg; er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung, und bildete sich für das geistliche Fach aus, das von seinen Landsleuten noch jetzt immer für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben.

Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Kolonie ihre Bildung erhalten, nicht von allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von der lebhaften Theilnahme an dem wissenschaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden ist, mehr als billig aus; sie wacht über eine alte Tradition von den theologischen Wissenschaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zusammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht sagen, daß durch eine hinter verschlossenen

Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall so nahe Unterweisung die Selbstständigkeit im Denken und Forschen bei jenen jungen Männern besonders begünstigt wird.

Doch befreite sich ein heller Kopf wie Ancillon bald von diesen beengenden Schranken, und frug sich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen wäre über Pascal, Bossuet, Mabillon und Mallebranche? Er kämpfte mit der angeborenen Verehrung dieser hohen Geister, die um so natürlicher ist, je weniger die Theologen und Philosophen in Deutschland je eine solche Meisterschaft der Darstellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzosen, begabt mit so feinen Geschmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweise der Deutschen, wie sie auch noch die kritische Philosophie entstellte, einen Dégout verursachen: noch mehr, wenn er die Beredsamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält; wie konnte er Vertrauen fassen zu jenen hohlen aus Zelotismus und Ungeschmack zusammengesetzten Lehren der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit; oder selbst zu der deistischen Gewandheit Tellers, Zöllners und Spaldings, deren Leistungen nicht auf Gesetze und Kunst, sondern auf

ein glückliches Naturell sich gründeten, oder die doch immer eingestehn mußten, daß für sie der klassische Ausdruck des Bischofs von Meaux unerreichbar blieb.

Aber Ancillon horchte mit Theilnahme in die philosophische Revolution, welche mit Kant über Deutschland kam, und entschied sich für die Gironde derselben, für die Philosophie Jakobis.

Das Prinzip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiste zusagen, der sich von dem kalten Deismus seiner Zeit mit Unbehagen abwandte, und von Dogmen, welche er auf sich beruhen ließ, wenigstens an die lebendige Kraft des Christenthums und die Wahrheit, welche sie für das Gemüth haben, appellirte.

Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe so anstrengten, daß Mendelssohn gestand, er müßte nach seinen Forschungen die Ziegelsteine auf den Dächern zählen, um sich nur wieder zu sammeln; ging mit allen ihren Erscheinungen an Ancillon nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus, und scheute sich vor den Systemen, die sich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philosophischen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philosophie, wirkte auf den jungen Geistlichen die Geschichte.

In welche stürmische Zeit fiel hier eine Jugend, welche so viel versprach! Die französische Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutschlands nicht aus den Wolken fallen; schon ihre ersten Erscheinungen mußten ein höheres Interesse aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Prinzipien wahlverwandt mit jeder freien Ansicht des damaligen europäischen Staatssystemes, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin; und die stärksten und lebhaftesten Geister verfolgten sie auch da noch mit Ergebung, als die Interessen sich in ihr schon so durcheinander wirrten, daß nur die physische Gewalt der Leidenschaft die übrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrschte so viel Sympathie für die Ideen, welche jenen großartigen Ereignissen zum Grunde lagen, als in der Hauptstadt Preußens, wo selbst die höhere Gewalt (ich erinnere nur an den Minister Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Prinzipe huldigte, und selbst da noch, als der Schrekken statt des Gesetzes zu regieren anfing, diese blutigen

Bewegungen mit weiser Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratischen Prinzips anerkannte und jede bewaffnete Intervention, jede Unterstützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrieth.

Man kann sehr bestimmt die Gränze angeben, bis zu welcher die französische Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutschlands, von einer so philosophischen Weltansicht, wie die Ancillons war, gebilligt wurde.

Sie sahen die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft schon mit der glorreichen Regierung Ludwigs XIII., mit der Ausbildung der souverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin anbrechen; sie gaben in der allmälig sich vorbereitenden Gährung dem bestrittenen, dann abgeschafften, dann wieder eingesetzten Remonstrationsrechte der Parlamente seine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geschichte einen fatalistischen Calcül aufzuzwängen, alle die bewiesenen Thatsachen während der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV., die Thatsachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenössischen Begebenheit wurden.

Wir streiten hier nicht über Ancillons fernere An-

ſicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derſelben unvermeidlich ſchien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man ſie zu regeln unterließ, herbeigeführt ſein ſollen; erwähnen ſie aber, weil ſie deutlich die praktiſche Richtung, welche Ancillons Geſchichtsſtudium nahm, erkennen läßt. Seine Anſicht von der Revolution iſt mehr die eines Geſchäftsmannes und Publiziſten, als die einer philoſophiſchen, faſt möchte man ſagen ſuperſtitiöſen Abſtraktion, welche die Siege geſchehen läßt und nichts in ihnen ſehen will als eine blinde Nothwendigkeit.

Ancillon ſchloß ſich frühe jenen Schriftſtellern an, welche nicht wie Burke mit einem gewiſſen Inſtinkt des Abſcheues und mit Leidenſchaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robiſon, welche in Allem, was jenſeits des Rheins geſchah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten ſahen; ſondern welche, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geſchichte und der Leidenſchaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moraliſche Imputation am Ende theilten.

Die hiſtoriſche Schule von Koch in Straßburg be-

gann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeschichte. Man kann sagen, daß Ancillon dieser Ansicht, aus welcher auch Schölls hervorging, am verwandtesten ist.

Er bereiste in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er schon vorher als Lehrer der Geschichte bei der Militairschule in Berlin angestellt war. Es ist nicht seine Schuld, wenn die jungen Fähndriche und Cadetten einst nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergessen hatten; wenn sie statt Türennen und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, sich lieber von dem Geiste der Insubordination anstecken ließen, welcher durch die Gendarmerieoffiziere in Berlin verbreitet und von einigen hohen Personen genährt wurde.

Bei welchem Spektakel im Parterre, bei welchem Fenstereinwurf war damals die Hoffnung des Vaterlandes nicht gegenwärtig? Die Auflösung nahte sich schnell: sie hatte schon die Sitten ergriffen; sie griff jetzt auch die Institutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts an. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler

einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairischen Genies krönten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte zu legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweise mehr hatte? Der Abgrund öffnete sich, und übermüthig, blind, pochend, schwatzend, unbedacht und drohend stürzte man hinein.

Von der Armee war am wenigsten zu hoffen, obschon die alten Generale derselben glaubten, Napoleon sei nur in die Welt gekommen, um sich von ihnen schlagen zu lassen. An Tapferkeit, oder wie man es damals nannte, Bravour, fehlte es nicht. Ancillon verkehrte selbst in dem Hause eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling geschaffen zu haben schien, der tapfer wie ein Held der Sage und auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war; aber jene Mäßigung und Sophrosyne nicht kannte, welche allein fähig macht, zu siegen, oder das Unglück mit Würde zu ertragen.

Welche schmerzliche Ahnung über den Gang, welchen Preußen gehen würde, mußte ihn ergreifen, wenn er die Frivolität bis zu dem Grade gestiegen sahe, und

wie sie selbst in höhern Kreisen herrschte. Ancillon war einst bei dem Prinzen Louis und traf den preußischen Historiographen Johannes von Müller, welcher kleine Mann damals eine große Rolle spielte, und den Grafen d'Antraigues zugegen.

Der Graf, ein Emigré, haßte die neue Ordnung in Frankreich und war von Dresden nach Berlin, wo man ihn ungern sahe, gekommen, um die preußische Politik zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Hier sahe Ancillon, wie weit schon der Krebs des Verfalls am Vaterlande gefressen hatte.

Ancillon sah von dieser Zeit an wohl ein, daß alle diejenigen, welche sich anheischig machten, den Staat zu retten, nur entweder für ihre Leidenschaften einen glänzenden Vorwand suchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räsonniren begriffenen, Verbesserungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigsten Weg und schloß sich mit der Achtung, welche man dem Unglück schuldig ist und der Loyalität, welche an die Schicksale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrschers an, welche sich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde

Staatsrath und Erzieher des damals eilfjährigen Erben der preußischen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philosophie, welche durch Kiesewetter repräsentirt wurde.

Kiesewetter gab sich damit ab, die Kantische Philosophie zu trivialisiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, welche er mehr seinen bequemen Manieren und seiner Stellung verdankte, als einer besondern Fähigkeit, welche seinen flachen Geist ausgezeichnet hätte. Kiesewetter milderte den Ernst der Philosophie, er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, welche zuweilen an den Scherz und die Leidenschaft ein kleines Zugeständniß machte; er zog es vor, statt am Hofe den kategorischen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu sorgen und arrangirte Balls masqués, Pompzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirt, gleichfalls Hofpädagog, unterstützte.

Der Ernst der Zeit machte diesen Resten des alten Regimes ein Ende; Ancillons puritanische Strenge stach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, über das man mit Enthusiasmus und Entsagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand ge-

geben, und die Zukunft Preußens, wenn sie an Ancillon die stumme aber beredte Frage richtet, ob er die Wissenschaft und Geschichte, die Achtung vor Herrscherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken in ein theures Herz gepflanzt hat, lebt nicht ohne die Hoffnung, daß hier Alles gethan ist, was eine so kostbare Gelegenheit, ein so unwiederbringlicher Augenblick nur gebieten konnte.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuten Staates, und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt.

Ancillon trat darauf in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch zu erwarten hat, entwerfen sollte.

Die Resultate derselben sind noch unbekannt, und wir zweifeln, ob Ancillons persönliche Meinung in ihr

das Uebergewicht erhalten hat. Ancillon achtet die Constitutionen, welche auf einem historischen Fundamente liegen, wie die englische; doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainität, mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter unbefugter Schreier, die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation, durch ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen.

Wenn von einer preußischen Constitution die Rede ist, so will Ancillon nichts darunter verstanden wissen, als was schon da ist in jener Monarchie, und versteht sich nur zu einer Zugabe von gleichsam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptstadt schicken mag.

Dis Supplement der Regierung solle die Behörde unter dem Namen von Ständen constituiren, und ihm

geben, und die Zukunft Preußens, wenn sie an Ancillon die stumme aber beredte Frage richtet, ob er die Wissenschaft und Geschichte, die Achtung vor Herrscherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken in ein theures Herz gepflanzt hat, lebt nicht ohne die Hoffnung, daß hier Alles gethan ist, was eine so kostbare Gelegenheit, ein so unwiederbringlicher Augenblick nur gebieten konnte.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuten Staates, und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt.

Ancillon trat darauf in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch zu erwarten hat, entwerfen sollte.

Die Resultate derselben sind noch unbekannt, und wir zweifeln, ob Ancillons persönliche Meinung in ihr

das Uebergewicht erhalten hat. Ancillon achtet die Constitutionen, welche auf einem historischen Fundamente liegen, wie die englische; doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainität, mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter unbefugter Schreier, die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation, durch ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen.

Wenn von einer preußischen Constitution die Rede ist, so will Ancillon nichts darunter verstanden wissen, als was schon da ist in jener Monarchie, und versteht sich nur zu einer Zugabe von gleichsam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptstadt schicken mag.

Dis Supplement der Regierung solle die Behörde unter dem Namen von Ständen constituiren, und ihm

einen consulativen Antheil an der Gesetzgebung gestatten, ohne Initiative.

Natürlich ist dis nur eine persönliche Ansicht, welche das Gesetz über die allgemeinen Reichsstände, statt zu vollziehen, umgeht, die Ansicht eines Gelehrten, welcher seine eigne Theorie des Staatsrechts hat, die Ansicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hat, in den schönen Mechanismus der Regierung einzusehen und keine Lebensäußerung für zuverlässig hält, als die mit Controle und im administrativen Sinne.

Zur Erhärtung seiner Stimme kam allerdings das Zweikammersystem, das in Deutschlands kleinen Staaten improvisirt wurde, und in Preußen keinen Beifall fand, weil man es für sonderbar hielt auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Prinzipe zu sprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußischen Staate eine Vergangenheit, welche er nicht besitzt, eine Aristokratie, welche mit ihrem Grundbesitz eine imposante Stellung einnähme, einen gewissen gothischen Modegeruch zu geben, welchen die Aufklärung Friedrichs des Großen schon vertrieben hatte.

Dennoch mußte man das Ganze der Constitution einstweilen fallen lassen, weil es einmal verbreitet wor-

den war, daß man, wie man es damals nannte, Preußen im großen Style regieren wollte; weil es sich dabei um die Vollziehung eines sehr bestimmten Gesetzes handelte; und zuletzt die historisch-aristokratische Schule der Büreaukratie ein glückliches Gegengewicht hielt.

Es bleibt der Zukunft überlassen, wie man in dieser Sache die heiße Erwartung des Landes befriedigen wird.

Die Restaurationsperiode forderte die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus.

Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten ihren neuen Gegner, die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars, oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten.

Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit.

Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages auch seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm ihre Fragen da wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jah-

ren gelassen hatte; und in Berlin erhob sich die Hegelsche Lehre mit so vielem Glücke, daß Alles über Seyn und Nichts philosophirte. Es war die Herrschaft des Hegelschen Sammtbaretts.

Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, sich als sich selbst zu setzen; sich zu negiren, dann sich wieder zu vermitteln, und dis logische Kopfüber etwas lange fortzusetzen, ehe man wieder zu sich selbst zurückkehrte.

Ancillon nahm seine Modifikationen der Jakobischen Philosophie wieder auf. Ancillons Resultate haben keinen systematischen, wohl aber einen polemisch-negativen Werth. Er nahm die Existenzen unter das Prisma der Vernunft, und begnügte sich damit, die mannichfache Strahlenbrechung desselben wiederzugeben und die Farbenschattirungen zu verfolgen. Ancillon's Prinzip ist das der Wechselseitigkeit in der Methode; er wägt die verschiedenen Erscheinungen der Existenzen ab, und findet die Wahrheit gleichsam in einem juristischen Prozeß, in der wechselseitigen Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube ist, das fixirt Ancillon als einen intellektuellen Instinkt, welcher durch mannichfache Bewußt-

seins-Zustände zur Vernunft sich erhebend die Philosophie macht, in dem die Vernunft mit den Existenzen gleichsam multiplizirt wird.

Jakobi philosophirte um gewisse Siege, welche für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zustande, wo die Dinge so zu sagen nur der Wunsch sind, daß sie wären; sondern sucht sie zu beweisen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi; wenn sie diesem eine Verdunkelung Gottes ist, so ist sie bei Ancillon eine Hülle desselben: sie hat bei Jakobi in ethischer Beziehung negativen, bei Ancillon aber positiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich diese Untersuchungen ab.

Ancillon, welchen sie wieder in das Gebiet der Geschichte und Politik zur Vermittelung der Extreme geführt hatten, mußte sich dem politischen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem ersten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußischen Politik.

Nur wer in den faktischen Folgen der neusten Bewegungen unsrer Zeit nichts sieht, als die Erfolge einiger verbrecherischen Leidenschaften, oder sich dem Glau-

ben hingeben kann, alle Thatsachen des Augenblicks könnten durch die Reaktion einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden; nur der wird läugnen, daß ein großer Theil von Ancillons politischen Behauptungen durch die Erfahrung nicht bewiesen worden ist.

Die Einwendungen der Conservativpartei gegen die der Bewegung waren so gut Hypotheſen, wie ein großer Theil der Träume, mit welchen sich die letztere schmeichelte, auf Rechnung ihrer Einbildungskraft kommen mag.

In der Stimmung und Laune, welche die Freude über gelingende Coercitivmaaßregeln veranlaßt, entfällt selbst der Besonnenheit und tiefern Einsicht in den Lauf der Geschichte ein Urtheil, gegen welches schon die nächste Zukunft eine Protestation einlegt, die um so siegreicher, je faktischer sie ist.

Kein Faktum steht aber sichrer, als das, welches von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußische Politik hat somit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigste Abrede gestellt hatten.

Die Stellung, welche Preußen seit der Julirevo-

lution nach Außen annahm, war als eine friedliebende zwar zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr wurde der Frieden geboten, nicht durch das Prinzip, mit welchem der Friede stritt, sondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müssen.

Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Ereignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird Preußen allein sagen wollen, daß die Dinge ihm nicht neu waren?

Diese Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, eine Huldigung, dargebracht seinem milden und versöhnlichen Sinne; den preußischen Publizisten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen schien, daß man sich auf einer falschen Combination ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit gewinnen wollte, seine frühern Meinungen zu berichtigen.

Die auswärtige preußische Politik seit der Julirevolution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zuerst die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren

in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so wohlfeiler zu stehen kamen, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden zu gebieten schienen, gegenwärtig endlich, wo die neue Ordnung der Dinge sich mit der alten assimilirt hat, wo der eine revolutionaire Schlauch, welchen Aeolus auf Europa öffnete, in seinem Inhalte so vertheilt ist, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderirt, jetzt eine geistreiche Taktik gegen Deutschland, von welchem die Staatsmänner einsehen müssen, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament ist, als Frankreich, wie die Ideologen wollen.

Dem Patrioten läßt sich keine schönere Garantie geben, als diese Politik, welche in der Frage des Zollvereins, in dem gemäßigten Resultate der Wiener Conferenzen und in Preußens energischer Repräsentation am Bundestage in die Zukunft die hoffnungsreichste Perspektive eröffnet.

Sollen wir es gestehen, so glauben wir, daß selbst die Frage wegen Preußens Verfassung eine neue Lösung zu erwarten hat: wenigstens haben die Staatsmänner jenseits der Elbe eingesehen, wie schwer es ist, unter Preußen eine Abstraktion Deutschlands zu verstehen

und die staatsrechtliche Verpflichtung Beider als eine todte Maschine erkalten zu lassen.

Eine Geistesrichtung, wie die Ancillons, kann die offenbarende Kraft der Geschichte, selbst in ihren vorübergehenden Tageserscheinungen nicht verkennen. Sie sieht ein, daß die Gesetze durch das Bedürfniß geboren werden, und daß unser Zeitalter nicht dasjenige ist, welches nach einem Mehr oder Minder von positiver Gewalt trachtet, sondern daß es in seinem launenhaften Hinbrüten nur auf Ideen stoßen will, welche seine Ahnung aussprechen, und welche in einen geordneten, die Interessen nicht verletzenden und constituirten Zusammenhang zu bringen, die Aufgabe der Staatsweisheit ist.

Ancillon wird an diejenigen, deren Jugend von seinem Greisenalter einst die hohe Aufgabe, für Millionen zu denken, übernehmen wird, das Geständniß hinterlassen, daß in der Verwirrung dieser Zeit der Staatsmann nirgends einen so glücklichen Weg geht, als in der preußischen Monarchie.

Denn wo wären die Hindernisse, welche sich dort einer weisen Absicht entgegenstellen? Wo ist das Feld, auf dem sich bauen läßt, geordneter? Wo wäre, ohne

Wenn es schwer ist, von dem Finanzgetriebe unserer Zeit eine gewissenhafte Meinung zu fassen, so ist es deshalb, weil das Ganze so wunderbar der Phantasie imponirt. Trügerische Begriffe durchkreuzen sich hier mit offiziellen Thatsachen, Fiktionen mit wesenhaften Resultaten, Hypothesen mit erwiesenen Schlußfolgen, kurz es ist ein neuer Nominalismus und Realismus, der über die Völker gekommen ist, eine Identität des Idealen und Realen, welche schlagender ist als die der Hegel'schen Philosophie.

Was ist Geld? Die Alten glaubten, Geld wäre Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenstände auf, welche man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erst Adam Smith sagte: Geld ist das Triebrad der Cirkulation. Das ist die

Formel, welche alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Carteſius mit cogito ergo sum im Reiche der Geiſter wirkte, das hat für die materielle Exiſtenz, für Luft und Athem die Phraſe gethan: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Man riß ſich los vom Begriffe Geld als eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man ſagte: Geld iſt keine Waare, Geld iſt Nennwerth, Geld iſt die Formel einer Idee, Geld iſt nur Chimäre. Man ſagte: Schüttet die Schachten von Potoſi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata des Fluſſes Silber, daß ſie damit ihr feuchtes Haar ſchmücken! Kredit — das iſt das rechte Bergwerk; Kredit iſt das eigentliche Amerika, die kreditein flößenden Mienen unſers Antlitzes ſind ohne Wortſpiel die rechten Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und ſo kam es, daß das Papiergeld geſchaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbeſtimmung, und konnte ſomit ins Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszuſprechen! Geld ſollte nur noch ein Umſatzmittel ſein, nichts, als eine Erleichterung der Cirkulation. Das aber was cirkulirte, war im Grunde das unausſprechliche Kapital an Induſtrie, an Handelsthätigkeit, an Agrikultur und geiſtiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit keine Gränze wußte.

Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblicke, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um das Geld, handelt!

Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich reeller, d. h. vorsichtiger, als die frühere, und man kann es nicht läugnen, auf auffallende Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das luftigste Phantom,

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Kurszettel aus der Coulisse unter ihren Fittigen gebunden; ein Telegraph fingert von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die 3prozentige Rente gestiegen ist; Kuriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen; die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen, und Nathan Rothschild in London zeigt Euch, wenn Ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist, um damit die Zinsen der brasilischen laufenden Schuld zu decken. Ist dis nicht interessant?

Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschilds jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan, als Sonne unter den europäischen Bankiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand küßt, und Lionel, der älteste Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid zum Ritter Isabellens, der Katholischen, ernannt wird?

Beschäftigt Euch einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindlers Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken

Ueberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perspektive einer Zeit, die noch nicht lange verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung?

Zwei schmuzig rothe Häuserreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte, ziehen sich in einer ängstlichen, finstern, schlecht gekehrten Parallele neben einander hin, von einer unvollendeten Synagoge bis zu dem jenseitigen Thore, das ehemals nächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den originellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer einen innerlichen Zusammenhang unter sich haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in der europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landstraße wandernde Hausirer, die Herberge der nächsten Stadt, die Kundschaft am Orte — o man lernt sich eine planmäßige Existenz, wie sie hinter unserm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, zusammenreihen. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengasse der Hausirer einen Trödler hineinguken läßt; ist es nicht, als stäken Dinge darin, die in Polen und Ostpreußen vermißt werden?

Gewiß ist dieser Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn.

Mitten unter Auskehricht, Resten kauscherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, welche für ein Land berechnet scheinen, wie der Orient ist mit seinen Rosenwäldern, um sie zu unterdrücken, tönt hier Alles fast wie eine geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Messias endlicher Erscheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakonisches, mit humoristischer Freiheit gesprochenes Deutsch. Die Gesichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich geilen und wuchernden Triebe der jüdischen Natur zu entstehen scheinen, das nachlässige, die Hand in die Hosen gesteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattun-Verkäuferin mit ihrem angeschwollenen Leibe, kurz alles jüdisch Charakteristische trägt in sich einen vielleicht ganz harmlosen Ausdruck, aber dem bösen Gewissen des Christen, einer jahrtausendjährigen Verschuldung dünkt er wie Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blute, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der eingekehrten Gasse und den jährlich 14

Brautpaaren; darum versehen wir uns nichts Gutes hier an dem Quartiere Israels.

Aber großmüthiges Volk, nichts als leben willst du, nichts als jenes unblutige, vor Moses gerechte Fleisch, das der Schächter seinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel, und Menschen, welche Lust zu handeln haben, Menschen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier ist keine Rache und ich verdamme meine Phantasie, wenn ich auf dem Gemüse-Markt stehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln, und ich mir über Eurer dunkeln Gasse, über diesem von allen Nebengebäuden und den Beistraßen isolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkührlich machen muß, als sei diese ganze romantische Antiquität dazu bestimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erschreckt nicht! Ich bin keine Cassandra!

In der Frankfurter Judengasse wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauses Rothschild war, Mayer Anselm Rothschild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anselm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolf-

gang an der schlimmen Mauer; doch waren es nicht die verführerischen Lockungen der Poesie, welche ihn umgaukelten, sondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thummim des Hohenpriesters blendeten seine Phantasie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge stehen und die Thora predigen, das Gesetz der Gerechten.

In Fürth holte er sich aus alten, schweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovahs, und was Maimonides und Rasche beigebracht haben, um es zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph ist, und folgte der Weisheit Mayer Hallevis, des großen Rabbi von Toledo, der zuerst den Werth der Masora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus seiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Loose, er suchte statt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als sich das Projekt, im Violettkleide ein Priester zu werden zerschlug, da war Mayer Anselm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens gestellt, auf die klingende Münze, auf die Vierundzwanziger Marien-Thereſiens und den Unterschied der preußischen

Viergroschenstücke von den falschen Ephraims Friedrich des Großen; sondern er blieb noch stehen bei einer Verbindung der Wissenschaften mit der Praxis, nämlich bei alten Münzen, mochten sie nun von Gold, Bronze oder Kupfer sein.

Mayer Anselm war bewandert in jeder Centurie, in persischen und byzantinischen Münzen, er war geschickt, das Werk des Professors Eckhel in Wien zu rezensiren, wenn ihn die Salzburgische Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Komptoir-Geschäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geschäft wäre); aber er that es wie Moses Mendelssohn, der auf der Burgstraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaaren-Handlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geistes blätterte.

Nur war der Unterschied der, daß Mendelsohn für Kant, Mayer Anselm für Winkelmann schwärmte. Jener unterschied das Räumliche von dem Zeitlichen in der Erscheinung, dieser einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie sich das Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Aristoteles von Plato, und beide wieder von Sokrates unterschieden; dieser, wie weit die Römer in Deutschland vorgedrun-

gen sind, wo sie ihre Todten begruben. Mayer Anselm war ein Antiquar, der für die Thatsachen der Geschichte schwärmte.

Der Landgraf von Hessen (später Kurfürst) theilte die Liebhaberei seines Nachbars, und kaufte ihm Münzen ab, obschon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen.

Und wie sie beide so unterhandelten und sich beide belehrten über die Nacht der alten Zeiten, und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzsterne, da bemerkte der Landgraf in seinem Antiquar einen guten Geschäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade so weit ging, als das erlaubte Prozent seines Verdienstes. Er fing an statt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu sprechen, und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, bis er 1801 mit der Hofagentur Mayer Anselms Verdienste belohnte.

Seither blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung, und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt genug. Er befestigte sich immer mehr in der öffentlichen Achtung und

konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; denn dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlkollegiums.

Eine schlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaktion, welche nach Napoleons Sturz gegen die Emancipation der Juden wieder eintrat. Rothschilds ältester Sohn harrt noch heute vergebens darauf, nur in das Frankfurter Casino aufgenommen zu werden. Während Dalbergs sanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverlässige Christen brechen, Börne durfte wandernden christlichen Handwerksburschen Pässe ausstellen.

Mayer Anselm erlebte die Reaktion der Intoleranz nicht. Er starb im Jahre 1812, nachdem er seine Söhne am Sterbebette versammelt, und ihnen die persische Fabel von dem Bündel Pfeile erzählt hatte. Vielleicht hatte er einen holländischen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen die Pfeile und sprach leise in sich hinein: „concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.“ So starb er als ein Gerechter, als Vater, als Gelehrter, als Münzkenner. Sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er spendete überall Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den fünf Söhnen Mayer Anselms war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher stehen müssen: Kredit und Konjunkturen.

Napoleon war keine Konjunktur. Unter Napoleon hatte das System der Kontributionen geherrscht, welche für Frankreich die größten Verlegenheiten deckten. Und die, welche sie zahlen mußten, fließen überall auf englische Subsidien und eine Zudringlichkeit, die den Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte. Auch flößten die innern Zustände der vorzüglichsten Staaten den Kapitalisten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oestreich seinen Werth verloren. Erst nach dem Pariser Frieden, nach dem in Wien für Europa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen fassen; der Wechsel-Verkehr zwischen Fürsten und Völkern war erhebend; jeder sah sich nach den besten Mitteln um, seine Wunden zu heilen; die Entschädigungs-Gelder bewiesen, daß noch ungeheure Summen aus den europäischen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht versiegenden Adern der Ge-

birge, Ströme, auf welchen der Handel seine lustige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Spekulation viele ihrer Schlösser hineinbaute. Jetzt hatte man Lust zum Geben und zum Nehmen: Einer suchte an der Verlegenheit des Andern zu gewinnen, und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entstanden nach Napoleons Sturz Anleihen, welche sich zu einem förmlichen Systeme ausbildeten, und jetzt in den Lehren der National-Oekonomen ihre festen, sehr komplizirten Kapitel haben. Die Gebrüder Rothschild wurden die Hierophanten der neuen Religion, welche ihre Fanatiker so gut wie ihre Ketzer hat.

Als die Gebrüder Rothschild zu operiren anfingen, mußte zuerst ein Vorurtheil zerstört werden, nämlich die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich der Kontinent von England zu setzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, so mußten von ihr Fürsten und autorisirte Gesellschaften ausgeschlossen werden. Hätten die Umstände nicht fast ununterbrochen seit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oestreich begünstigt, und die politischen

Maaßregeln dieser Staaten zu gemeinschaftlichen für wenigstens zwei Theile gemacht, so wäre die Verschuldung der beiden Kontinentalmächte an den Staat England tausend Irrungen preisgegeben gewesen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinwesen zu Rivalen haben, sondern es sollte ein geschlossener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa spann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeschlagen, welcher die geringste Provision nahm.

Aber freilich die Bereitwilligkeit des Borgens ist wohl immer die schwächste Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsakte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dis waren nach dem Kriege von 1815 einestheiles die Errichtung der Tilgungsfonds, sodann die Anerkennung des repräsentativen Systems. Denn man irrt sich, glaubte man, die Geldaristokratie sei in jedem Stücke mit der absoluten Monarchie verschworen. Die Geldaristokratie hat die stärksten Augen und eine nervöse Sensibilität, die sie, man möchte sagen, in den Zustand des Hellsehens versetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen statt mit Aktien gehandelt

wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nicht physikalisch bestimmen kann, von wannen er kömmt und wohin er fährt. Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, welches von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt, und die Demokratie selbst, dis Schreckbild der Kapitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste-Milieu, zu einem Glaubensbekenntniß, das es mit Niemandem verderben will, und das überall unterliegen muß, wo es Doktrin ist, und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Oberhand behält, wo es nur eine Maaßregel der Schlauheit und kluger Berechnung eines Einzelnen ist. Die Stände sagten gut für die Schulden der Regierungen, oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtungen ihrer Väter nicht überall mehr anerkennen werden, wurde noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Die Maaßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maaßstab des besten Wil-

lens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse zerstören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für die Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oestreich. Nicht nur daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen ganzen Kredit verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern es wurde namentlich die Errichtung einer Nationalbank von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des östreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten kursirenden Schuldverschreibungen Oestreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques hatten in sich Schrot und Metallwerth genug, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der rechte Nennwerth von Oestreichs unerschöpflichem Nationalreichthum, seinen ungarischen Bergen, welche oben

das Gold der Rebe, unten das Gold Fafners hüten, von seinen steierischen Eisenhämmern, seinen gesegneten sonnenhellen Erblanden, von all den Naturadern, die Oestreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde machen. Die Metalliques sind der leitende Kompaß auf den Wogen der deutschen Börsen. Wären sie nicht zu schwer, als daß sie jeder Wind herumwerfen könnte, so verdienten sie den Namen der deutschen Börsengirouetten. Mit ihrer Emission datirt sich in Deutschland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Gebrüder Rothschild waren bald in das Interesse der östreichischen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 laufen die im April 1823 emittirten kleinen Rothschild'schen Loose; in diesem Jahre (1835) sind schon abgelaufen die Pariser Rothschild'schen Metalliques, welche für originalöstreichische fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothschild'sche Anleihe die Partialobligationen kreirt. Preußen hatte schon im Jahre 1817 von dem Frankfurter Hause 5 Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Konkurrenz bedeutender Kapitalisten ein, Aguado, der für

Spanien, Lafitte, der für Frankreich und Hayti negocirte, Ardouin, Parish u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geschäft unbetheiligt: sie bilden einen unbesiegbaren Phalanx. Selbst oder durch ihre Agenten beherrschen sie die vorzüglichsten Plätze, und da sie gewohnt sind, nichts ohne Verabredung und Uebereinstimmung zu unternehmen, so können sie dabei nach einem Systeme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder sind nur zur Hälfte ein Maaßstab der Achtung, welche sie bei den europäischen Souverainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothschilds direkten Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldaristokratie energisch mit den Ereignissen der neuen Geschichte zusammen?

Die Phantasie und der Haß haben in dieser Rücksicht viel Fabelhaftes erfonnen. Mir liegt ein amerikanischer Roman vor Augen, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchst anziehende Weise durchgeführt wird. — „Zehn sind wir — sagt Einer von ihnen — und über die ganze Welt zerstreut, und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande,

und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesse's, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihrer Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten, d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich, und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland, und das träg-bigotte Spanien und das elende an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen

sich beugen und fügen, und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dis ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machinationen aus, was die unwillkührliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt Ihr, daß die ganze Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhaft Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierinteressen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich kleine Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabrizirten Ereignisse fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken, oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphen-Minister soviel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Dimission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manoeuver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die Rede ist, die wie die Gebrüder Roth-

schild im Angesichte der Welt handeln und ganz Europa ihr Komptoir nennen.

Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Finanzmetaphysik nach dem Muster Oestreichs gemacht hat. Doch hat die preußische Regierung die ansehnlichen Vortheile, die in gewissen Prozenten von dem ganzen Geschäft bestehen sollten, großmüthig von sich gewiesen. Charakteristisch war es, daß der Widerstand gegen das Projekt vom Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig bestritten worden seyn soll.

Sodann mochte auch die Juliusrevolution, als die Legitimität und das souveraine Volk, das de jure und de facto in Kollisionen geriethen, der Geldaristokratie, als der einzigen unangetastet gebliebenen Macht, oft eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigstens scheint es erwiesen, daß die Gebrüder Rothschild von östreichischer Seite her kurz nach jenem Ereignisse dazu gebraucht worden sind, die beanstandete neue

Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit längst zugestanden hatte.

Die große Krisis in den Jahren 1824 bis 1826 erschütterte das Rothschildische Haus nicht. Während durch die Aussicht auf lange Friedenszeiten sich die Papierspekulationen zu einer schwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der englischen Bank den Markt überfluteten, und der Handelsgeist sich mit unermeßlichen Kreditgestattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèles, welche dieser Minister zuerst versuchte, scheiterte, und die plötzlich konstituirten Staaten Südamerika's, eines Welttheils, den man für ein unerschöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günstiger Zufall wollte, daß um jene Zeit fast gar kein Wechsel auf Rothschild zirkulirte. Die bedeutendsten Handlungshäuser (besonders B. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankfurt stellten zwei der angesehensten Häuser ihre Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Nun, was ist? sagten die Rothschilds.

Sie ertrugen die hessen-darmstädtische Finanzkrisis;

sie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die spanische. Dreizehn Millionen standen hier auf dem Spiele, die sie der Regierung vorgeschossen hatten. Zwar ließ sich Lionel in Madrid das Anlehen selbst entgehen, aber die Vorschüsse wurden gerettet.

Fast alle diese Glückszufälle und Kombinationsresultate kommen auf gemeinschaftliche Rechnung. Nichts von größerem Interesse wird isolirt betrieben. Sie leisten, was sie können; doch drückt keiner den Andern, Niemand ist dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren sie gegenseitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauses, dessen ausschließlicher Chef Nathan ist; eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen ersten Platz verwandt werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk. Es ist anziehend, das in ihnen Gemeinsame, was die Folge des Interesse's und der Verwandtschaft ist, mit der besondern Physiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, fast möchte man glauben unwillkührlich, von ihren getrennten Lokalitäten aufgeprägt worden ist.

Anselm, der älteste Bruder, gibt in sich alle die Eigenschaften wieder, welche den Frankfurter kleiden.

Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem Platze nicht kokettirt, sondern nur rivalisirt.

Dem Salonstone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, welche ans Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet.

Nathan in London repräsentirt vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packt seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm ist Alles kolossal. Ein Freund von mir sagte neulich über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt." Kann man dem Bilde trauen, welches Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so ist er ein jovialer Mann, der im Stande ist, sich über seine Stellung zu erheben und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthume entfaltet, mehr der unbewußten naiven Freude

über sein Glück sich ergiebt, oder ob er sich, wie wohl große Männer und Genie's thun, aus Bonhommie selbst wie ein wunderherrliches Objekt betrachtet.

Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste seyn. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt.

Jacques in Paris ist Pariser, d. h. ein Charakter, worüber hundert und ein Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden gründlich erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius, der über sie Wache hält, ein fast unsichtbarer Genius; denn noch immer wohnt sie in der Frankfurter Judengasse. Sie kann sich nicht trennen, die alte Frau, von dem Elend ihres Volkes, und freut sich in dem schmuzigen Viertel die Einzige zu sein, welche alle vier Wochen weiße saubere Gardinen an ihre kleinen Fenster aufsteckt. Das ist ihr Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anselms Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu sehen, oder ein neues Gemälde zu betrachten, das

der Sohn neben Oppenheimers berühmter Susanne placirt. An demselben Tage wird sie ausathmen, glaub' ich, wo Lätitia Bonaparte stirbt. Wie ähnlich sind Beide! Und wieder — welch' ein Kontrast, riesengroß wie die Welt!

Der Sultan.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Traktat zu besiegeln, mit der ganzen Hand ins Tintefaß griff, und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdruckte. Darf man fremden Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europa's einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, welche hart auf dem Schädel liegt, haben Platz machen müssen; der schöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeschwornen Bartes des Propheten, soll ganz kurz geschnitten werden unter den jetzigen Verhältnissen, kurz und starr, schaufelartig, wie Buttler von Hudibras Barte sagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wohl schnellen Beifall mit." Die weiten, bauschigen Gewänder verschwinden

gegen enge und straffe Kleider, welche die Geheimnisse des Harems, krumme Beine und jede Disproportion verrathen. Kurz man ist so voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenseits und diesseits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald die Triumphe europäischer Sitte und Meinung gefeiert sehen will.

Wer nur den Glauben hätte! Wer nur so leichtsinnig den Kern der europäischen Kultur in der Schaale fände, und noch leichtsinniger von einigen mehr theatralischen, das Kostüme und die Coutüme betreffenden Metamorphosen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft schließen könnte! Unsere Philanthropie sieht immer mit illusorischen Augen, kuppelt Feuer und Wasser zusammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprüchwort sagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu schlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Ostens eine Kulturfrage ist, sondern sie muß eine historische

Lösung finden, was man historisch nennt, eine Lösung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir schon bei Mehemed Ali läugneten, den Enthusiasmus der Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civilisationsversuche blicken nicht auf das hin, was Europa besitzt durch sein anständiges Benehmen und seine Industrie; denn wie könnte man dem stolzen Padischah so wenig Einsicht zutrauen, daß er glauben sollte, Europa's politisches System käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität spielt hier gar keine Rolle, sondern das was man in der Türkei unter dem Namen Nizam-Dschedid verflucht, die Neuerung, hat einen ganz historischen Grund und soll ganz bestimmten, ächt türkischen und muselmännischen Absichten als Erleichterung dienen. Man muß sich deshalb über die Geschichte der Osmanen seit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen setzen, und seine und Amurats Siege bahnten zuerst im türkischen Reiche den Aschenweg des Unterganges. Bei einem solchen Widerstand, wie ihn Hunyad und Matthias Corvinus leisteten, mußte der Islam auf eine Befestigung seines Besitzes denken. Die Kugel,

welche bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichrist. Seither ist die Pforte auf ihre Grenze beschränkt; aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnung ist, da der Türke überall, wo er sich niederläßt, nur gewohnt ist, wie im Feldlager zu leben, so mußte mit dem schwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte aus ihrem improvisirten, durch die Wechselfälle der Eroberung bestimmten Besitze jetzt einen dauernden Zustand schaffen, und so etablirte sich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältnissen eine Herrschaft, welche sich rächen und auf Genuß und Vertheidigung sich beschränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günstlinge auf eine tumultuarische Weise mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen sich die Sultane in die Serails zurück, und drängten die osmanische Geschichte von jetzt an zusammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängnisse, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geschwister erdrosseln ließen, auf einen ganz kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Rosenhecken Mord und Verrath ersonnen wurde und Alles so still ist, daß

man nichts in der Ferne hört, als das Plätschern der in einen Sack genähten und ins Meer geworfenen, überlisteten Favoritsultanin des schwachen und grausamen Herrschers.

Das Sultanat gab die grünseidne Glaubensfahne des Propheten, sein oberpriesterliches Ansehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu sein, an einen höchsten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab; und das Schwert Mohammeds, das er noch an seinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen übernahmen Miethlinge und Kreaturen der Hofkabale.

Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer, und wären es Blutsverwandte gewesen, der alten aufzuräumen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, welchen sich immer drei Parteien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eu-

machen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher siechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung, und mußte doch noch früher, als die gütige und nachgiebige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, welche ihm sein eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, welches die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber noch behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufalle und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Veziere an die Spitze des Reiches stellte, und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, aus den Janitscharen.

Diese stehende Miliz, welche sich erst nur aus den Gefangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl, und welche deshalb einen so unbesiegbaren Korporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, Niemandem fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Woh-

nung des Kaisers, stürzten ihre Kochkessel um, was immer das Zeichen einer großen Erbitterung war, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, welche sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande, und wenn Mord und die im Holze von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig starrten, so konnte wieder die Furcht des Sultans Alles verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte mehr hinrichten lassen, als die meuterischen Cohorten wollten, er hatte irgend einen Mann des Gesetzes, einen guten Reiter, einen populairen Soldatenfreund seiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigensinnige Haufe neue Genugthuung verlangte.

Die Türkei ist ein jammervolles Land. Der Geist des Opiums, die höchst und ausschweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt schwer auf dem sonnenhellen Himmelsstriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raserei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denselben Seelen! Wer sollte glauben, daß es in dieser verworrenen und er-

stickenden Atmosphäre in der That einige Tugenden gibt, welche uns mitunter mit dem türkischen Namen versöhnen könnten; vorzüglich jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr ist, als das was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es ist eines der vielen Probleme unsrer Zeit, beweisen zu können, wie in der Türkei Wahnsinn, Grausamkeit, Schwäche, mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und schönen Sittensprüchen zusammen wohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieses Widerspruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, welche nicht nur den Europäer vorzugsweise trifft, sondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugsamen Stolze, in seiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es ist eine ganz falsche und hochmüthige Erklärung der Europäer, wenn sie die türkischen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humanistischen Interesse für die Idee, oder aus der Scham, etwa hinter der europäischen Civilisation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dschedid ist nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politische Maaßregel, welche keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitscharen ein Gleichgewicht zu schaffen. Unsere Philanthropie

wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß ist der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Occident in Folge seiner Industrie voraus hat, sich anzueignen; aber kann man die Einführung der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, kostenersparenden Tracht, mit dem stolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht einmal, um die europäische Kriegführung zu überflügeln, ließ Mustapha **III.** den Baron Tott zu sich kommen, und sich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaschinen und mathematische Schulen errichtet und Bomben à **ricochet** wirft; sondern weit mehr, um die Janitscharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren, und sie in eine steife und disziplinirte Haltung zu bringen, welche der meuterischen Ueppigkeit dieser Truppen ein Ende machen sollte.

Warum sollte Achmed **III.** die Buchdruckerkunst nicht einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, welche seine Pressen lieferten, Alles übertrafen, was die französische und englische Literatur nur bieten konnte. Er wird nie Anstand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und

Montaigne hätte sprechen und sie vorziehen wollen zuerst dem Koran, dann den Dschihan-Numa oder dem Belvedere der Welt, dem Ussulûl-Hikem oder den philosophischen Grundsätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen," welche Werke alle früher oder später in Konstantinopel gedruckt worden sind.

Der einzige Selim III. scheint nicht freigeblieben zu sein von den Aufklärungsideen, welche das Zeitalter Gustavs von Schweden und Josephs von Oestreich charakterisirten.

Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte in unmittelbarer Beziehung auf die Janitscharen. Ihr Untergang war nicht die Losung der Civilisation, sondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrschen, als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erst im gegenwärtigen Augenblicke, wo die gefahrvolle Stütze der türkischen Alleinherrschaft vernichtet ist, sollte sich die Rolle entwickeln können, welche der Orient dem Occident gegenüber zu spielen gedenkt. Wir sehen das stolze Vermächtniß der Khalifen, eine Herrschaft, welche die schönsten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, dessen Wächter der europäische

Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hilfsmacht verloren, welche sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, welche ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans.

Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, welche den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätte machen können. Die Pforte besitzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, welches, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettete? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was in Rom einst Gänse waren? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, welche mit nervigter Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen? Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten.

Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen,

welche es tragen; es sind nur die Köpfe der Verbrecher, welche der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz frisch von Blut träufeln! Tretet in den ersten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, schaudert nicht vor dem Mörser, in welchem die widerspenstigen Häupter der Ulemas zerstampft werden, weil den Mufti keines Menschen Hand berühren darf; lasset den ach, so leeren Schatz, den Marstall, den Betsaal! Jetzt tretet leiser. Wir sind in der Nähe des Harems. Lauschet nicht, was die cirkassische Odaliske von ihrer Heimath singt, — das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen dort am Fenster setzt eine grüne Brille auf, um eure Miene zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verstohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er ist betrunken!

Keine Pedanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu sagen pflegt, übertritt er das Gesetz des Propheten: sehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. der jetzt funfzig Jahre zählt, kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropische Reformator, der der Pforte zuge-

ſtanden werden muß, Selim III., beſchäftigte ſich in ſeiner Gefangenſchaft, während draußen Muſtapha IV. herrſchte, dem jüngern Bruder des Sultans, ſeinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkiſch und arabiſch; doch blieb Mahmuds Bildung immer nur äußerlich. Er warf ſich zuletzt auf die Kalligraphie, welche er als jene Profeſſion treibt, die die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten lernen müſſen. Mahmud iſt auf die Schnörkel ſeiner ſchönen Handſchrift ſo eitel, wie ein Kommis oder der Marſchall von Treviſo.

Er übte ſich gerade in ſeiner Kunſt, und ertrug unwillig die Vorwürfe Selims, der ihn zu Philoſophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegeriſchen Aufſtandes an ſein Ohr ſchlug. Das Feldgeſchrei war Selim, den Taher Paſcha und die disziplinirten Truppen wieder auf den Thron ſetzen wollten; aber bald erſchien der zitternde Muſtapha mit ſeinem Oberſtallmeiſter, und würgten den Greis, den ſie heimlich überfielen. Mahmud raffte ſeine Kalligraphien zuſammen, und verſteckte ſich vor dem Blutdurſt und der Furcht ſeines Bruders ſo lange, bis ihn die Meuterer ſelbſt aufſuchten, und ihn an des gefangenen Muſtapha Stelle ſetzten.

Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigsten Charaktere in der neuern türkischen Geschichte. Das Resultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günstige Tod Mustaphas, die ungestörte Umgürtung Mahmuds mit Osmans Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Mustaphas und vier schwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitscharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktars, der von ihnen belagert wurde und sich heldenmüthig in die Luft sprengte, und eine zur bösen Stunde offenbarte Schwäche, denn der Thron und der Divan hatten mit den meuterischen Kasernen unterhandeln müssen. Der Sultan bekösstigte die Janitscharen selbst, und ihr Appetit war wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung sein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte, ob man ihm die Nachricht brächte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unschmackhaft gefunden, oder sie verschmähten Brod und Salz, was in den türkischen Revolutionen ein technischer Ausdruck ist; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig, und der neue Herrscher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu schließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erschöpfung Europa's im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte sich auch dem türkischen Reiche mit, das an allen Streitigkeiten der Politik seither immer aktiven Antheil, und bald für, bald gegen Napoleon Partei genommen hatte. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad u. s. w. rissen sich mehr oder weniger von dem Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderstehliche Fortschritte, und zwei Widersacher, welche bestimmt waren, späterhin die ganze Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hilfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Diwan übersah entweder die Gefahr, oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Parteien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte wohl gar die treulose Politik, seinen Paschen

heimlich Verlegenheiten zu schaffen, aus welchen sie sich nur durch eine gute Anzahl Piasterbeutel loskaufen konnten.

Inzwischen sorgte Mahmud für eine gute Polizei in seiner Hauptstadt, und übte dabei eine krampfhafte, despotische Gerechtigkeit aus, mit der er den Europäern imponiren wollte. Den kleinsten Wortwechsel eines Soldaten mit einem Gesandtschafts-Bedienten aus Pera, strafte er durch den Tod, und strich sich stolz den Bart, wenn der beschwerdeführende Gesandte über diese Genugthuung fast erschrak. Den Rest seiner Zeit brachte er mit kalligraphischen Uebungen hin; er schrieb selber seine Hattischerifs und entwarf sich ein Tagebuch, worin er niederschrieb, daß er schreibe.

Aber es wurde des Lobes und Preises seiner selbst so viel, daß er sich entschloß, in das Geheimniß seiner Kunst einen Menschen hineinzuziehen, der aber nichts davon verstehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er Jemanden haben mußte, der seine Scripturen sammelte und aufbewahrte; da fragte er seinen Barbier, ob er lesen und schreiben könnte. Die Verneinung war ihm recht, und seither nahm er seinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieser in vertraulicher Stunde gestand

ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne, und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter, als der Sultan, machte einige gute Kapriolen, und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Wessier.

So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleons trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Wessier, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen, und nicht mit einer Treulosigkeit geendet hätte!

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, welche ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Mord und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad

in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Kongresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet-Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hinderniß ihres Glückes und brachen im Jahr 1822 im wilden Aufruhr gegen das Serail heran. Berber-baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Barbarei, wurde verbannt, nach ihm Khalet-Effendi und seine Kreaturen.

Khalet lachte, als er über den Hellespont setzte; denn sein Freund Mahmud hatte ihn umarmt, und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken. Khalet lächelte noch immer, und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm eine seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las,

der alles Vorangegangene, die alten Schwüre und Betheuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon an der zugänglichsten Stelle gefaßt und erdrosselt. Das ist türkische Sentimentalität.

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern kreuzten, als von den Inseln das vergossene Christenblut herabtröpfelte in das Meer: da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier, und Mord und Tod über die ganze Welt auszuheulen, und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunke zu ergeben: das ist türkisch groß, aber sehr klein für die wahrhafte Charaktergröße, welche über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in ihren Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Grie-

chen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer beſiegt haben, wenn dieſe ihre diplomatiſchen Anträge durch Demonſtrationen **à la Navarin** nicht unterſtützt hätten. Die europäiſche Einmiſchung war jetzt keine Drohung mehr; die Ruſſen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucharest und die Räumung der Fürſtenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfoſten der Pforte ſtürzten ein, und was hätte gehindert, daß nicht aufs Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrſchte?

Der Kern der türkiſchen Macht, die Janitſcharen waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte ſie Mahmud abſchlachten laſſen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wohl irrig glaubt, ſondern in Folge einer benutzten Gunſt des Augenblicks. Es war nur dis, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg konſequent durchführte. Er verbrannte die Kaſernen, gab keinen Pardon und rettete ſich ſelbſt vor einer Macht, die ſpäter den Staat hätte retten können. Jetzt iſt Mahmud der Schatte vom Schatten Gottes, er iſt der Federball der Intrigue zwiſchen dreien Kabineten; wollte er auch ſeine Statthalter, welche ſich emanci-

piren, wieder zu Paaren treiben, so verbietet es ihm der Himmel; denn sein Säbel fällt ins Meer, wenn er die Schiffe seiner Hoffnung besteigt.

Rußland, von der Geschichte zum Erben der europäischen Türkei bestellt, hegt und pflegt den alten Erblasser und schützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei sanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte sich die Pforte in Konstantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen lassen, so steht an Persiens Gränzen die russische Heeresmacht gerüstet. Hier ist kein Ausweg mehr. Die Pforte muß sich schützen lassen, um eine vollständige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, welche nur die Zeit abwarten, wo sie ihre Masken abnehmen.

Vielleicht stellen sich dieser Weissagung zwei Geschichtsansichten entgegen, die sich darin vereinigen, daß sie Kombinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten, und sie mechanische und Verstandesabstraktionen nennen.

Die erste Ansicht ist gewohnt, Alles auf den Volksgeist, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu lassen.

Jene glaubt, der Racen- und Völker-Unterschied, ein demokratisch-populaires Element, werde gegen die

wunderlichen Statusquo unsrer Tage reagiren; diese erwartet denselben Widerstand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel selbst an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf bestehen, daß das Träumerische in diesen Meinungen sie schon verdächtig macht, nicht darauf, daß unsre Propheten nur der Zukunft namentlich so viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben sich anschicken würden, was wir selbst zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber sehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zusammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Ist sein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt sein glühendes Entzücken gegen das Christenthum, welches immer eine Zukunftsreligion ist.

Der Islam ist eine Religion der Masse, keine Religion des Individuums. Der Islam ist nicht Bewußtsein, sondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgerissen ist aus dem Zusammenhang seines Glaubens, der außerhalb seiner Badeweihen, seiner Moscheen und Fasten ist, kein Moslem, der zur Annahme des Christen-

thums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine geniale Improvision, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hilfe kömmt; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andre Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen nur ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten hat, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wohl aber durch Isolirung, durch stückweises Arrondiren in die europäischen Zustände hinein. Da würde kein Hahn krähen, daß ein Gott verläugnet wurde. Niemand würde in sich schlagen, und einen Groll fortpflanzen auf Kind und Kindeskind. In Europa und Asien wird man griechisch beten, in Syrien bis nach Indien hin protestantisch, auf der ganzen Nordküste von Afrika atheistisch, wenn einst Rußland, England und Frankreich sich getheilt haben werden.

Ist dis eine Chimäre, so scheint sie mir doch der Wahrheit näher zu stehen, als die Annahme, daß einst in der Kathedrale von Paris die Imans stehen werden mit ihren kameelharenen Mützen und sich die junge französische Literatur beschäftigen wird, Oden zu dichten auf Allah und den Propheten.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

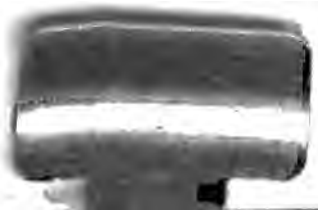
THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

DEC 21 193;

75m-8,'31

L. RH.
22834 YA 02845

679869

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY